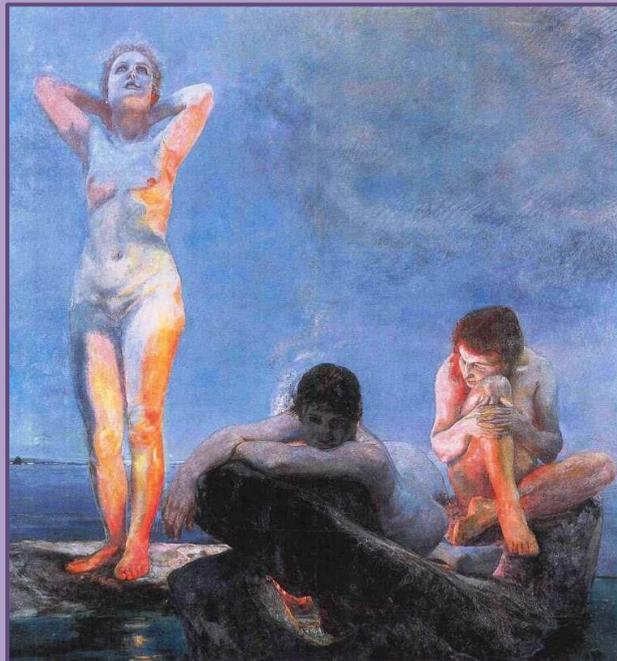


KURT
MÜNZER

Esther Berg



www.autonomie-und-chaos.berlin

Der roman ESTHER BERG erschien 1923 im Herz-Verlag Wien sowie 1930 unter dem titel WIRRWARR DER LIEBE (Glöckner-Verlag Berlin – Wien). Für die neuausgabe 2015 wurde der text behutsam lektoriert: füllwörter wurden gestrichen, groß- oder kleinschreibung nach gedankenstrich oder drei punkten sowie zeilenumbrüche und satzzeichen dramaturgisch angepaßt, das dativ-s bei substantiven gestrichen. Die noten wurden aus dem original von 1923 kopiert. Die ausgabe enthält ein nachwort des herausgebers.

Titelbild: Max klinger – *Die blaue Stunde*
(Leipzig, Museum der bildenden Künste, Inv. Nr. 833)
Bild letzte seite: Max klinger – *Elsa Asenijeff*
(München, Neue Pinakothek, Inv. Nr. B 739)
Beide fotos gemeinfrei über Wikimedia Commons

Kurt Münzer bei Autonomie und Chaos Berlin:

PHANTOM (Roman, 1919)
ESTHER BERG (Roman, 1923)
JUDE ANS KREUZ (Roman, 1923)
MENSCHEN AM SCHLESISCHEN BAHNHOF (Roman, 1930)
BRUDER BÄR (Novellen und Feuilletons, Originalausgabe)

2

Neuauflage 2015

© Verlag Autonomie und Chaos Berlin

ISBN 978-3-945980-04-0

Diese online-veröffentlichung kann
zum privaten bedarf heruntergeladen werden.



Erwachen

Plötzlich wurde, im schwingenden Schweigen der sonnigen Mittagsstunde, im ersten Stock des großen feierlichen Hauses stürmisch ein Fenster aufgerissen.

Ein vorübergehendes Mädchen schrie auf, zwei junge Leute kamen gestürzt, ein altes Paar blieb erstaunt stehen.

Da oben erschien in der dunklen Öffnung ein großer Mann mit gesträubtem grauen Haar und Bart, gehüllt in eine rote Atlasdecke, ein goldenes Band um die Schläfen gebunden.

"Betet an!" schrie er. "Die Majestät offenbart sich euch! Ich betrete mein Land und befreie euch. Schauet her, Geblendete, ich habe den göttlichen Glanz verborgen, daß ihr nicht erblindet. Auf die Knie! Gottes Stellvertreter bin ich."

Schon war die eben noch stille Straße voller Menschen, die schwiegen. Aber im Haus des Justizrats ertönten Rufe. Ein entsetztes bleiches Mädchen tauchte neben dem Ekstatischen auf, ihre erhobenen Hände sanken herab. Denn der alte Mann wandte sich um, und die auf der Straße hörten einen Lärm von krachenden Möbeln, Gläserklirren, schmetternden Türen.

Eine alte Frau kreischte: "Der Justizrat Hadra ist verrückt geworden!" Sie löste Rufe, Schreie und Toben aus. Die liefen zur Polizei, andere gellten: "Ein Arzt! ein Arzt!" Die Straße im stillen Aprilsonnenschein, mit ihren aufgrünenden Gärten, den ernsten schweren Fassaden war laut und aufgewühlt.

Oben, vor einer verschlossenen Tür, hinter der es tobte, stand Blandine Hadra, angelehnt an die Wand, bebend vom Scheitel bis zur Sohle. Ihr Bruder hielt ihre Hände und flüsterte: "Ruhig, ruhig, ruhig." Meinte er sie? Den Rasenden? An der Mündung der Treppe klammerte sich Tante Laura ans Geländer, sie kam nicht weiter, ihre Füße trugen sie nicht. Die beiden Dienstmädchen kauerten unten, trauten sich nicht hinauf, nur Axel, der Diener, telephonierte mit Dr. Taschner.

Als Dietrich Taschner nach einer Viertelstunde kam, war es schon still geworden. Axel arbeitete daran, eine Tür zum Arbeitszimmer des Justizrats zu sprengen. Hinter seiner flüchtenden Tochter hatte der Wahnsinnige alle verschlossen.

"Dina!" schrie Tante Laura, als die Tür aufsprang. "Dina!" Sie riß das junge Mädchen an sich. Aber Blandine drängte hinein, schleifte sie mit.

Der Justizrat lag mit blutenden Händen, von zersplitterten Vasen zerrissen, auf dem Teppich, in die rotseidene Decke gehüllt, und lächelte. Er antwortete auf nichts, war schwach und hilflos und wehrte sich nicht, als man ihn die breite Treppe hinabtrug in einen wartenden Wagen hinein.

Gerade kam Nikolaj Ungemach angestürzt. Er hatte schon gehört, in der Stadt waren Gerüchte im Umlauf. Er packte den jungen Mario an den Schultern, konnte nicht sprechen. Mario schüttelte den Kopf. "Ich weiß nichts, Kolja."

"Ich werde zurückkommen," sagte Dr. Taschner, "sobald als möglich, und bringe Bescheid."

Im Haus war im Speisezimmer schon gedeckt. Luise stand bleich da und stammelte: "Das Essen ..."

Niemand antwortete ihr.

"Wir wissen nichts", sagte Mario Hadra zu Ungemach. "Ich war eben heimgekommen, da hörte ich ihn aus dem Fenster rufen."

Blandine sagte laut und hart: "Die Leute stehen noch immer auf der Straße. Wie sie gaffen!"

Mario flüsterte, den Blick zum Fenster hinaus: "Wie schön war er! ein gestürzter Gott!"

Sie schickten die Schüsseln hinaus. Es läutete, und sie schrakten zusammen. Aber es war nur Alban Bentheim. Schon war das Ereignis bis in seine Fabrik vor der Stadt hinausgedrungen. Noch im Morgenreiß, wie er den Vormittag zu arbeiten pflegte, hatte er wieder Ariadne satteln lassen und war hereingesprengt.

"Was ist? Mario, Dina, um Gottes willen, was hört man?"

Blandine allein antwortete ihm: "O Alban, stehen die Leute noch immer draußen? Wie schrecklich! In allen diesen Gesichtern war ja Entzücken und Wollust!"

Ihre Augen wurden immer trockener.

Tante Laura begann zu klagen. Sie fragte ohne Unterlaß: "Aber was ist es denn? Man wird doch nicht von einer Minute zur anderen ..." Sie wagte das Wort nicht auszusprechen. "Was kann es denn sein? Nie war Krankheit in der Familie. Und jetzt soll er krank sein?" Krank hieß für sie *verrückt*. Sie wiegte ihren ganz aus der Form gegangenen Oberkörper hin und her.

Es läutete. Aber Axel bekam Auftrag, nur Dr. Taschner vorzulassen. Sie saßen und warteten. Nikolaj Ungemach streichelte Marios Schulter ohne Aufhören. Alban Bentheim stand noch immer, bis Mario die Hand ausstreckte und ihn zu sich aufs Sofa zog.

"Aber er lebt?" fragte Alban leise.

Alle nickten. Es ging eine Hoffnung durch das Zimmer. Beruhigt lehnte sich Alban, heißgeritten, zurück und streckte seine schlanken Reiterbeine. Er ging nach Ariadne sehen, die Axel in den Hof hatte führen sollen. Alles war besorgt. Jordan, der Gärtner, führte das schöne braune Tier langsam im Kreis herum. Ein grüner Zaun schied den Hof von dem großen alten Garten. Durch das offene Flurfenster kam der ganze keusche Duft des Aprilgrüns. Als Alban in das Zimmer zurückkehrte, bestand er darauf, daß man zu Tisch ginge. Er hatte selbst Hunger. Luise kam mit der Suppe. Axel, am Büfett, füllte die Teller. Einen Augenblick lang schien es, als wäre alles wie immer. Aber als Tante Laura Alban Bentheim auf dem Stuhl des Justizrats sitzen sah, lehnte sie sich, hell aufschluchzend, zurück ...

Dr. Taschner hatte telephonierte, daß es spät werden würde. Blandine schälte Äpfel.

Plötzlich sagte Alban: "Gestern abend ist Esther Berg gekommen."

"Aus Lausanne?" fragte Tante Laura.

"Über München, wo sie die Mutter besuchte. Herr Berg hat sie abgeholt. Ich habe David Berg getroffen und war mit ihm auf der Bahn."

"Nun?" sagte Blandine, die hörte, daß Alban von etwas erfüllt war.

Er sagte: "Sie ist noch schöner als David geworden. In diesem einen Jahr."

"Ich kenne sie noch nicht", sagte Nikolaj.

Es waren erst drei Monate, seit Mario den russischen Studenten aus dem Hunger und der Kälte seiner Dachstube mit Gewalt zu sich entführt hatte.

Blandine sagte unbewegt: "Ich fand, David sähe wie ein Mädchen aus und Esther wie ein Junge. Da es Zwillinge sind ... vielleicht hat man sie einmal verwechselt."

Sofort wurde sie blutrot: sie scherzte, indes der Vater ins Irrenhaus gesteckt wurde.

Mario sagte abwehrend: "Sie war immer schön." Er lächelte. "Wir liefen zusammen auf dem Eis. Einmal eine Skitour. Damals war sie fünfzehn. Vor zwei Jahren ..." Er legte den Kopf in den Nacken, sah zur Decke empor. Es schien ihm unendlich lange her zu sein.

Tante Laura, die sich um nichts in der Welt kümmerte als um den Hadraschen Haushalt, dem sie seit dem Tod der Schwester vorstand, um den Schwager und die beiden Kinder, sagte: "Ja, und Frau Berg, singt sie denn noch immer?"

Alban lachte. "Aber sie ist erst jetzt auf der Höhe von Stimme und Ruhm. Man kommt aus allen Weltteilen nach München, um Lydia Berg zu hören."

"Und Wagner singt sie noch immer nicht", sagte Mario.

"Nein. Weil er die Stimme verdirbt und ihr Volk haßte."

Nikolaj sagte: "Ich sah sie und hörte sie in München. Aber sie ist doch keine Jüdin?"

"Aber eines Juden Frau."

Mario sagte: "Wie muß sie ihn lieben ..."

Tante Laura empörte sich: "Aber singt und ist beim Theater! Mann und Kinder hier! Nie kommt sie her!"

"Doch, Tante, zu jedem Geburtstag der drei. Oft nur auf einen Abend, eine Nacht. Abends kommt sie an, sitzt die Nacht mit ihnen zusammen und reist am Morgen ab."

Blandine erzählte: "Dann darf niemand dabei sein. Man sieht sie nur auf dem Weg von der Bahn zum Haus. Die Gäste werden vorher fortgeschickt."

Mario zerstückelte seinen Apfel. Er erinnerte sich, einmal hatte Esther zu ihm gesagt: "Morgen kommt Mama, Papa hat Geburtstag. Sie kommt mit dem Zehnuhrzug, dann sitzen wir bis morgens zusammen. Wollen Sie, Mario, in dieser Nacht zu uns kommen? Es ist so schön, daß wir alle immer Tränen in den Augen haben." Er war nicht hingegangen, er hatte das unwürdig, theatralisch gefunden, es wäre ihm sehr unbehaglich gewesen.

Sie schrakten bei jedem Anschlag der Hausglocke zusammen. Aber Dr. Taschner kam erst gegen vier Uhr. Er ließ sich zu Mario führen, der allein in seinem Schlafzimmer auf und ab ging. Mario fragte von der Tür in die Arbeitsstube aus: "Und? und?"

Der Justizrat war tot.

Er hatte, kaum in ein Zimmer der Anstalt gebracht, einen neuen Tobsuchtsanfall bekommen und war mitten darin von einem Herzschlag hingestreckt worden.

"Gönnen Sie es ihm, Mario. Der Rest seines Lebens wäre fürchterlich gewesen."

Mario bewegte den Kopf. "Mein Vater – "

"Es wäre unheilbar gewesen. Wissen Sie, Mario, was Paralyse ist?"

"Sie glauben – "

"Es scheint mir zweifellos. Woran starb Ihre Mutter, Mario, und wann?"

"Kurz, ehe Sie hierher kamen. Vor drei Jahren. In Wiesbaden. Kein Arzt riet ihre Krankheit. Sie hatte alle, sie war oft gelähmt, litt Schmerzen, ging dem Erblinden zu ..."

Doktor Taschner trommelte ans Fenster. Sein Rücken war stramm und männlich.

"Sprechen Sie doch, Doktor!"

"Ja," sagte Taschner, "ja. Wie alt sind Sie, Mario?"

"Einundzwanzig. Aber warum? Ich verstehe nichts."

"Immer gesund? Und Blandine??"

"Müßten wir eigentlich krank sein, Doktor? Aber er ist tot ..."

Er erinnerte sich.

"Später einmal, Mario, wenn alles vorüber ist, kommen Sie zu mir herauf. Ich möchte Ihr Blut untersuchen."

"Sagten Sie Paralyse? Ich weiß nichts von Medizin. Aber ich glaube, ich erinnere mich ..."

"Ja," sagte Dr. Taschner hart, "Sie sollen es wissen. Der Justizrat war krank, verstehen Sie mich? Lues. Die Ursache der Paralyse. Ich zweifle nicht, daß Ihre Mutter angesteckt war und an der unerkannten Krankheit starb. Nun gibt es seit kurzem eine neue Methode eines Doktor Wassermann. Eine Blutuntersuchung. Die einen schwören darauf, die anderen verspotten sie. Meine Meinung ist: das positive Ergebnis der Reaktion ist ausschlaggebend für das Vorhandensein der Syphilis, das negative aber nicht für ihr Nichtvorhandensein."

"Und Sie wollen mein Blut ..."

"Für alle Fälle. Da Sie bis heute gesund geblieben sind ... Aber die Möglichkeit besteht, daß Ihr Vater bereits krank war, als er Ihre Mutter heiratete. Der Ausbruch der Paralyse kann fünfundzwanzig Jahre nach der Infektion stattfinden."

"Und dann," sagte Mario, "und dann ..."

"Sind Sie kein Mann, Mario?"

Mario lächelte mit entfärbten Lippen.

"Dr. Taschner, Sie ziehen mir den Boden unter den Füßen fort."

"So lernt man, fest zu stehen."

"Ich werde zu Ihnen kommen. Und Blandine?"

"Ich will sie auch untersuchen. Sie braucht nichts zu wissen, ich finde schon einen Vorwand."

"Und wenn wir krank sind ... Doktor, ist auch mein Kuß schon Gift?"

"Übertreiben Sie nicht, Mario."

"Und Frauen, die ich ..."

"Sie sind kein Schürzenjäger."

"Nein. Ich kann nicht Lust finden, wo ich nicht liebe. Wenn mein Herz nicht spricht, schweigt auch mein Blut. Aber mein Vater ..."

Er stand mitten im Zimmer, lange, allein geblieben.

"Mein Vater," sagte er laut, "ja, mein Vater ... Und du, Mutter? ... Wußte er nicht? oder war er schuldig?"

Er schleuderte sich gleichsam empor und ging, den Frauen zu sagen, daß der Vater tot war ...

ζ

Am Abend lösten sich die Frühlingswolken in Regen. Glanz floß über die still gewordenen Straßen, als Mario zum Theater ging. Es schlug gerade zehn. Er kam aus seiner Straße am Fuß des Schloßberges und passierte den Münsterplatz.¹ Vom Vormittagsmarkt lagen noch zertretene Blumen da. Er ging still und schnell ... Als er das Theater erreichte, waren die Leute schon fort. Aus dem Bühnenpförtchen eilten die Mimen.

Mario stand wie immer unter der noch kahlen Platane, schloß die Augen, war so müde, daß er hätte hinfallen und schlafen können.

Da sagte Galathé Brions Stimme neben ihm: "Bist du da? Mario? Und dein Vater ... Es ist wahr?"

Sie gingen Hand in Hand, in die Anlagen hinein, Galathés Wohnung zu.

"Komm herauf, Liebling, ich mache Kaffee und habe Kuchen von der Wirtin."

"Gute Nacht, Galathé."

"Nicht so, Mario."

"Ja," sagte er, "ja, weißt du ..." Und verstummte wieder, als dächte er Allerernstestes.

¹ Wir sind in freiburg im breisgau.

Das zarte junge Geschöpf, die Schminke unvollkommen nur abgerieben, küßte seine Schulter; so weit reichte sie gerade.

"Ich kann dich trösten, Mario ..."

Er wollte sagen: *Ich darf dich ja nicht küssen. Unglück, daß ich es je tat. Ich bin verboten ...*

Statt dessen sagte er: "Kleine Galathé, verzeih mir, wir dürfen uns nicht wiedersehen ..."

"In acht Tagen, Mario, reise ich."

"Ja, und du wirst in Frankfurt glücklich sein und berühmt werden. Ich ..."

"Du – ?"

"Ich weiß noch nichts. Vielleicht gehe ich fort, vielleicht ..."

"O, sprich doch", flehte sie. "Was ist geschehen? Weil dein Vater tot ist, müssen wir ... ? Mario, lieben wir uns nicht?"

"Ich hab dich innig lieb, süße kleine Galathé, und ich sag dir Adieu wie der Jugend und dem Leben. Ach, wozu reden ... Ich kann es nicht hinziehen. Adieu."

Er nahm sie an sich, hob ihre Hände auf, küßte sie beide. "Verzeih mir, Galathé. Verzeihst du?"

"Warum, Mario, warum?"

Sie verstand nichts, sie sah ihm noch immer nach, als er schon verschwunden war, sie tastete nach der Tür, sie fror ...

Sein Bild stand auf der Kommode. Da war der alte Sessel, in dem er so gern saß, wo sie vor ihm ihre Rollen gelernt hatte. Der Abend nach *Faust*, als der Direktor aus Frankfurt, der im Theater gewesen war, sie engagiert hatte. In jener Nacht schliefen sie nicht. Morgens um fünf begleitete sie ihn heim. Schnee lag, die Sterne funkelten noch, sie waren die einzigen weit und breit.

"Du wirst fortgehen", hatte er gesagt, und sie mit Küssen zugedeckt. "Andere lieben ..."

Sie hatte ihn fortgedrängt, sich aufgerichtet mit ihren schmalen Mädchenschultern. "Man liebt nur den einzigen," hatte sie gesagt, "ja, aber vielleicht braucht man die anderen, um die Erinnerung an ihn lebendig zu halten."

Sie hatten gewußt, es war nur das Abenteuer eines Engagements, die Liebe einer Saison. Aber dennoch dieser Abschied heut ... Galathé sagte sich vor: "Morgen kommt er. Das war heut der Tod des Vaters. Er wußte gar nichts. Schlaf, mein geliebter Mario!" Entschlummernd küßte sie seinen Duft, der sie streifte.

Mario ging durch die Stadt. Die Kaiserstraße war schon leer. Der Regen war versiegt. Es duftete von den Wäldern herein. Aus einem dunklen Haus traten zwei junge Menschen. Es war das Haus des Bankiers Berg. Im Erdgeschoß gleißten die Eisenstäbe vor den Fenstern der Geschäftsräume. Mario ging vorbei. Er war schon vorüber, da sagte David Berg leise: "Guten Abend!" Mario wandte sich um.

Esther Berg nahm seine Hand, drückte sie nicht, ließ sie langsam wieder fallen. "Mario, ich bin auch wieder da."

Beide Geschwister hatten den Kopf unbedeckt, ihr schweres blondes Haar lag beiden wie aus Dukatengold gegossen um die Stirn.

"Ihr Vater, Mario –", sagte Esther.

"Ja," sagte er, "und nun sind Sie da. Esther. Wie ähnlich Sie sich sind. War es schön in der Schweiz? Vor zwei Jahren kam ich vom Thuner See hinüber an den Genfer See. Abends landete ich in Duchy. – Nun, gute Nacht."

Davids Augen gingen wie fühlbare Liebkosungen über sein Gesicht. Sie hatten beide seltsame Augen, graublau mit so großer Pupille, daß sie fast schwarz erschienen, unheimlich in den hellen Gesichtern.

"Gute Nacht", flüsterte Esther.

Beide standen still, bis Mario in der Tiefe der Straße hinter den Bäumen verschwand.

Esther sah sich um. "Alles ist so fremd", flüsterte sie. "War es immer so still? In Lausanne gab es noch um Mitternacht Gesang auf den Straßen, Studenten, helle Cafés."

"Drüben ist auch eins," sagte David, "noch hell und mit Studenten", und lächelte, noch immer Mario nachsehend.

Dann gingen sie, schnell, über die Brücke, die Allee hinauf.
"David," sagte Esther, "man kann nicht mehr glücklich sein, wenn man sich sehnt. Es ist vorbei."
"Sehnt du dich?"
"Ich weiß nicht", flüsterte sie, als wären sie nicht allein. "Als ich Mario Hadra sah, war mir, als ob alles vorüber sei und man nur wünschen müßte: kehr wieder!"
"Was wiederkehren?"
"Was? ich weiß nicht. Vielleicht damals, wo man noch gar nichts wußte."
"Ach, Esther, weiß man nicht immer?"
Sie blieben stehen, kehrten langsam um.
"David, bist du glücklich – ?"
Der Siebzehnjährige dachte: *War ich's je?* Er lachte. "Dazu ist man da."
"Und Sehnsucht ..."
"Ach was," sagte er abschließend, nahm den Arm der Schwester und fiel mit ihr in Dauerlauf, "ich gehe noch zur Schule. Nach dem Abiturium sprechen wir uns wieder."
Und sie liefen. Jeder sah noch immer, wie Mario Hadra still und leise in der Tiefe der Straße untertauchte ...

"Dieses Geleit muß uns ein Trost sein", sagte Tante Laura. Die einzige Genugtuung des Todes ist ja die Beteiligung beim Begräbnis. "Die ganze Stadt war da."
"Die Rede des Bürgermeisters", sagte Onkel Gustav, "könnte gedruckt werden. Was für hohe Gedanken!"
Die beiden Kusinen sagten gleichzeitig: "Wären nicht Kranzspenden verboten gewesen, hätten wir gern ihm selbst den letzten gewunden."

Die Familie, von allen Seiten zusammengereist, saß im Trauerhaus. Tante Laura hatte ein Abendessen gerichtet.

Blandine, tränenlos, häßlich geworden durch Blässe, schlaflose Nächte, sagte: "Saht ihr die vielen Armen, die mitgingen? Papa muß viel im Verborgenen getan haben. Nun, denen soll er nicht gestorben sein."

Sie lächelte matt zu Mario hinüber, der am Fenster stand.

Zwei Vettern besprachen die reiche Erbschaft. Sie ließen die Blicke nicht von Blandine, die sie übertrieben einfach fanden, wo doch Millionen da sein mußten. Ihre Mutter, die geborene Loth, hatte den Reichtum ins Haus gebracht. Und die glücklichen Terrainspekulationen des Justizrats drüben in New York – er war ein fabelhafter Kerl gewesen – waren ja bekannt.

"Kolja," sagte Mario, "begleitest du mich?"

Er wollte zu Dr. Taschner, der ihm gestern eine Blutprobe entnommen hatte. Er ertrug es nicht, zu warten. Er hatte noch zwei Stunden Zeit bis zum Nachtessen.

14

Arm in Arm mit Nikolaj Ungemach ging er. Taschner wohnte jenseits des Bahnhofs. Es war trübe und feucht, aber lau, sonntäglich still.

Als sie das Gitter eines Parks passierten, sagte Nikolaj zärtlich: "Hier sprachst du mich an, Mario."

"Ich hatte dich ja so oft in den Kollegs gesehen. Du warst der einzige Kopf, der nicht zu den anderen sich alle ähnelnden gehörte. Ich ging dir oft nach, ich sah, du kauftest dir zum Nachtessen für zehn Pfennig Brot. Hattest du nicht immer Hunger, Kolja?"

"Wie gut war dein Vater!"

"Er sagte sofort ja, als ich ihn fragte. Ich glaube, er war wütend, daß ich ihn erst fragte, anstatt dich sofort mitzubringen. Kolja, ich brauche doch wohl nicht zu sagen, daß alles bleibt, wie es war! Du bist Kind im Haus."

"Wie lange noch?"

Mario sah ihn an.

"Wenn man mich braucht und ruft ..."

"Du bist unheimlich!"

"Weil ich einem Ziel lebe, mit Ausschaltung meiner Persönlichkeit?
Ja, vielleicht ist es unheimlich, wenn ein Mensch eine Idee über sein Glück setzt. Aber warte, eines Tages steigst auch du so hoch."

"Deine Idee? Nein, nie. Mir ist das Leben das Heiligste."

Nikolaj sagte lachend: "Weil es auch uns das Heiligste ist, müssen wir Blut vergießen. Wir töten nur, um durch Auslöschen eines Lebens tausend zu retten. Wir rotten aus, um zu erhalten."

"Sei still, Kolja, Rußlands Ohren reichen weit."

Vor dem Haus des Arztes schickte Mario den Freund fort.

Dr. Taschner lächelte ihm zu. "Nichts gefunden, Mario. Die Reaktion ist negativ."

"Ich erinnere mich, daß Sie selbst sagten, die negative Reaktion beweise nicht die absolute Gesundheit."

"Ist das Absolute uns überhaupt zugänglich? Sie sind gesund."

"Vorläufig."

Sie schwiegen beide.

"Vorläufig", wiederholte Mario. "Sagen Sie," sagte er hastiger, heftiger, "eines, bitte ... Klingt es lächerlich? Darf ich Kinder haben?"

Dr. Taschner sagte zögernd: "Und falls es nicht Paralyse war, so war es doch Geisteskrankheit. Die Obduktion ließ mich auf Paralyse schließen. Ich habe mikroskopische Präparate des Gehirns hier. – Schade, daß Sie Jurist sind, so kann ich es Ihnen nicht leicht erklären."

"Was wollen Sie sagen, Doktor?"

"Was ich sagen wollte? Ja ..." Er stand auf, ging im Zimmer auf und ab: "Also, ich glaube an Erbllichkeit."

"Das heißt ...", sagte Mario nach einem Augenblick Schweigen.

"Nichts weiter, als daß Sie vorsichtig sein sollen."

"Mit mir doch nicht?" Und als er keine Antwort bekam: "Mit der Frau, die ich liebe."

Dietrich Taschner sagte schnell: "Ich verbiete Ihnen die Frauen nicht."

"Die Frauen ..." Mario lächelte. "Die Frauen kommen ja für mich gar nicht in Betracht. Ich sagte Ihnen schon: ich kann nur lieben. Also ich werde keine Kinder haben."

Dr. Taschner sagte mit geschlossenen Zähnen: "Ist es so dankenswert, Kinder in die Welt zu setzen? Leben schenken ... boshafter Schenker! Es kommt mir oft nur wie eine Rache vor ... an Unschuldigen. Ich war verflucht zu leben: also leb auch du! Ein Trost für die Eltern, daß die Kinder es nicht besser haben."

"Sie haben ja zwei", sagte Mario leise.

"Ja," sagte Dietrich Taschner, "eine Frau und zwei Kinder ... Nun, Mario, Kopf hoch, Sie sind gesund."

"Ich danke Ihnen."

"Hätten Sie vorgezogen, daß ich Ihnen nichts gesagt hätte?"

Mario schwieg, als lauschte er in sich hinein.

"Vielleicht", sagte er. "Vielleicht ist der Zustand des Nichtwissens das einzig mögliche Glück. Unbefangenheit, Ahnungslosigkeit: anders ist Freude nicht möglich."

"Wertlose Freude, Mario. – Durch Wissen zur Freiheit vom Wissen."

"Ist es leicht, Doktor?"

"Darauf kommt es nicht an."

"Nun, ich werde älter werden ..."

Aus einer dunklen Ecke her sagte der Doktor: "Da haben Sie das ganze Geheimnis: *ich werde älter werden*. Weiter ist überhaupt nichts zu sagen."

Mario ging heim. Ein Gedanke füllte wie Blei seinen Kopf: er würde niemals ein Kind haben. Und das hieß: ohne Liebe sein. Denn die Erfüllung der Liebe bestand im Kind. Liebe, die sich ein Kind versagen mußte, war ein Krüppel. Und niemals mehr eine Frau lieben? ... Denn wenn sie krank würde, wie seine Mutter am Vater krank geworden und gestorben war ... So war denn alles zu Ende? Die kleine Galathé – süße holde Geliebte – die junge Frau in Zürich, einen Sommer lang sein Kamerad – als er ging, dieser Schrei hinter der Tür – der Echo in seinem Herzen fand ... War das alles? Und nun? ...

Arbeit ...Wie sinnlos. Er, nein, er konnte nicht wie Nikolaj einer Idee leben, sich für nichts, sie für alles setzen. Er fühlte sich selbst so intensiv.

Er irrte um das Münster herum. Er hörte die Orgel zu einer Messe, die Fenster schimmerten, die Gaslaternen waren trübe.

Arbeiten ... wem zu Liebe und Nutzen? Rechtsprechung ... Armseliger Mensch, hingestellt, die Rechte des einzelnen nicht anzuerkennen! Er, ärmer, minderwertiger als andere, Richter über sie? O, wahrhaft helfen dürfen, wer kann's? ...

Er dachte an sein Blut ... Ein Gedanke überwältigte ihn jäh: Arzt ... Er stand still. Der Boden, unter ihm fortgezogen, schob sich wieder unter seine Füße, fest, elastisch, hob ihn ...

Erst als er das Haus betrat, erinnerte er sich, daß er am Nachmittag den Vater begraben hatte ...

In der Nacht – alle Gäste schliefen längst, um morgen mit den ersten Zügen heimzufahren – ging er, noch völlig angezogen, über den Flur zu Nikolaj Ungemach.

Der russische Student saß unbeweglich vor einem Spiegel und startete sich an wie zu mystischer Zwiesprache mit seinem zweiten Ich. Er war schon ausgekleidet, hatte unter dem langen Hemd die Füße auf den Sessel gezogen. Er fror niemals. Das Fenster stand offen, die Nacht war kalt und naß und windig. Im Garten regten sich die Bäume. Es waren Linden.

"Was fragst du dich da, Kolja?" Mario blieb an der Tür stehen.

"Ich dachte an unser Gespräch. Ich fragte den da," und er sah weiter unverwandt in dem Spiegel sich selbst in die lichtlosen Augen, in das knochige breite Gesicht, das dennoch zart erschien, weil es so ganz beseelt war, "ich fragte den anderen da, ob er wirklich schmerzlos verzichte."

"Lehnt er sich auf?" sagte Mario hell, mit gleichsam anderer Stimme.

"Nein, schmerzlos gibt er auf. Nichts ist in mir, was jenseits der Idee begehrt."

Mario trat hinter ihn, sah auch sich selber an und wiederholte: "Ich werde älter werden ..."

Kolja hob den Kopf, legte ihn zurück, daß er sich an die Brust des Freundes lehnte.

"Es ist nicht leicht, Kolja, aber wirklich, darauf kommt es nicht an. Man wird älter."

"Ich spüre einen neuen Gedanken in dir, aber welcher ist es?"

Nikolaj schloß die Augen, als wollte er sich tiefer hinüberfühlen. Mario legte ihm die Hände um den Kopf.

"Höre, ich werde Medizin studieren, ich fange noch einmal an, ich bin noch jung genug."

"Hat dein Herz gesprochen, Mario Hadra?"

"Mein Herz? ... Das ist es wohl nicht ... Aber vielleicht regt sich die Idee meines Lebens ..."

Nikolaj warf sich herum: "Wenn dein Herz nicht in ihr lebt ..."

"Noch nicht, Kolja. Aber man wird älter. Einmal vielleicht."

Er ging ans Fenster. "Frühling ... Vielleicht ist die Jugend erst in weiter Ferne. Wissen wir etwas?"

Voll Unruhe weiter zur Tür. Den Blick weit fort: "Wenn man einen einzigen nicht lieben darf, wird man vielleicht alle lieben?"

Plötzlich lächelte er.

"Sahst du Esther Berg auf dem Friedhof? Du kanntest sie noch nicht. Sie und der Bruder hatten den Vater zwischen sich."

"Beide sahen nur dich an. Sie lieben dich wie ein höheres Wesen."

"Kinder."

"Siebzehn Jahre sind Schicksalszeit. Ich habe nie Gesichter von größerer Reinheit gesehen. Das sind die geborenen Schuldlosen."

Mario ließ den Kopf auf die Brust sinken. "Es gibt auch geborene Schuldige. Was dann? Leben wird Buße."

"Mario," rief Nikolaj, "für wen willst du dich aufgeben!" Er sprang vom Sessel.

Mario streckte die Hand aus. "Bleib nur. Laß. Gute Nacht!" Er öffnete die Tür, die Nachtluft strich heftig durch das Zimmer. "Wie schön das ist, drei Schritte über den Flur, und man ist beim Freund. Gute Nacht, mein Kolja. Das Grab ist zugeschüttet, das Leben beginnt."

Er konnte sich nicht entschließen, zu Bett zu gehen. Er starrte auf ein Bildchen, eine Photographie. Es war der Feldberg im Winter. Vorn stand auf Schneeschuhen in kurzem Rock ein ganz junges Mädchen mit ernsthaftem Gesicht. Er hatte seit Jahren dieses Bild nicht mehr bewußt gesehen. Wie war er damals dazugekommen, es aufzuhängen? ... Es war die junge Esther Berg, mit der er damals über den Schnee geflogen war. Neunzehn Jahre war er alt gewesen.

Er sagte laut: "Man wird älter ..." Und mit starrem Blick: "Man wird alt ..."



Himmel und Hölle

Abel von Saslawski ging durch den blauen Saal auf und nieder wie ein Lauschender, obschon von seinen jungen Gästen niemand sprach. Er ging gesenkten Blickes an all den niedrigen Säulen mit den Büsten der römischen Kaiser vorbei. Mehr als zehn dieser schwarzen Steinsäulen standen in dem großen ernsten Raum; Augustus drei-, viermal, Caracalla, Tiberius, Nero, Vespasian füllten die Atmosphäre mit der ewigen Leidenschaft ihrer Gesichter. Nur auf dem halbhohen Ofen stand der sagenhafte Kopf des Platon, der schwermütige Bacchant, der Patron des ersten Werkes Abel von Saslawski: *EROS*. Es hatte den Untertitel: *Der griechische Himmel*.

Der Dichter dieses Buches, das ein wissenschaftliches war, lächelte plötzlich seinen Gästen zu. "Verzeiht, aber jetzt bin ich bei euch."

Er strich sein ergrauendes Haar zurück, und seine noch eben abwesenden Augen erhellten sich leuchtend blau.

"Warum schweigt ihr? Redet, was geschieht draußen?"

Aber statt einer Antwort sagte Anselm Wermut, der Maler, mit einer Handbewegung: "Wohin sind die griechischen Götter verbannt? Warum die römischen Kaiser?"

Abel von Saslawski legte den Arm um einen Augustuskopf. Es war jener aus Meroe im British Museum, der schmale Bronzekopf mit den Emailaugen, die wie im Entsetzen aufgerissen und zu starren schienen. Sie sahen gerade hinüber zu David Berg, der auf einem Kissen am Boden kauerte, das Cello neben sich, und der auch in diese funkelnden Augen sah wie ein Gebannter.

Herr von Saslawski, die schmale weiße Hand auf den Jünglingskopf des Augustus legend, sagte: "Ich schreibe an einem Gegenstück zu meinem *EROS*. Es heißt *CÄSAR – Die römische Hölle*. Und ich umgebe mich mit den Cäsaren, sie wissen viel zu sagen, sie diktieren mir. Wenn ich lange unter ihnen weile, werden sie sehr beredt. Beredter als Lebende. Sie sagen mir mehr als literarische Quellen, dort ist das Leben von Schriftstellern filtriert, hier ist es unmittelbar.

Die römische Hölle nenne ich es. Aber schließlich: was ist Rom? Griechenland mit den negativen Vorzeichen. Rom der Urzustand der menschlichen Seele, Griechenland seine Sublimierung. Sie gehören zusammen wie Leib und Seele."

David ließ sich von seinem Kissen hinabgleiten, lang auf den blauen Teppich hin. Er sagte mit verlorenem Lächeln: "Einmal werde ich in Griechenland Brücken bauen. Einen Tunnel durch den Olymp, einen Eisenbogen über die Thermopylen."

"Brückenbauer?" sagte Alban Bentheim, "Nicht mehr der größte Cellist Europas?"

"Nein, das ist zu wenig. Überdauert es mich?"

David rollte sich zweimal herum, bis er Mario Hadra zu Füßen lag. Zu ihm hinaufblickend: "Mario, ist es nicht das schönste, die Natur zu bezwingen? Spielen, Menschen rühren ... bah, auch eine Harmonika kann das Herz bewegen. Aber den Olymp entweihen ..."

"Frevelndes Kind", sagte Herr von Saslawski zärtlich. "Seht, wie ähnlich er dem jungen Augustus ist."

In dem Türvorhang tauchte Esther Berg auf.

"Esther, herein, hierher, neben deinen zweiten Zwillingbruder, den Augustus von Rom. Schaut, Jungen!"

Auch David kam herüber; zu beiden Seiten der Bronze, gleich hoch wie sie, standen die Geschwister nun zu dreien. Sie hatten alle die gleichen Augen in den schön geschnittenen Höhlen, denselben leidenschaftlich gewölbten Mund, dasselbe Oval. Und nur der Nasenansatz bei den Lebenden war anders.

In seiner Hand wog Abel eine Gemme. Es war ein Abguß der Sardonyx Kamee aus dem British Museum, Augustus als König der Ägypter mit dem Reif im Haar. Er hatte das Profil Davids. Der Knabe starrte ihn an und lächelte.

"Esther," sagte er leise, "wir haben schon einmal gelebt, wir beide einer, Augustus. Sieh, wir sind es."

Alle drängten sich heran. Nur Alban Bentheim blickte allein auf die lebendige Esther. Nikolaj sagte: "Was für ein Wesen ihr macht! Sie werden nur eitel werden!"

Esther sah ihn an, indem sie langsam die Augen hob. Mario nannte seinen Namen. Esther schien die Hand heben und ihm geben zu wollen. Dann hob sie die Arme, und wie ein schwerer Nachtfalter entschwebend, sie hebend, senkend, hebend, glitt sie durch den Vorhang.

Herr von Saslawski, Davids Gesicht zu sich aufhebend, sagte ernst: "Ihr werdet, wie Augustus, vielen zum Schicksal werden."

Nikolaj Ungemach sagte: "Aber sie werden nie selbst eins haben."

Anselm Wermut lachte: "Hellseher?"

"Nein, man sieht es ihnen an. Das sind zwei schicksalslose Menschen. Sie werden, selbst unberührt, in einem Kreis von Erlebnissen stehen."

David, auf sein Kissen sinkend, das er zu Martin geschoben, wiederholte: "Und nie ein Schicksal haben ... Ob das nicht das traurigste Schicksal wäre?"

Nikolaj sagte rau: "Ich sagte nicht, daß Sie glücklich sein werden."

Sein lichtloser Blick hing an dem Vorhang, hinter dem Esthers Hinausschweben noch bebte.

23

Esther war durch ein dunkles Zimmer mit unbeirrter Sicherheit geglitten und öffnete die Tür zu einem kleinen grünen Raum. Topfgewächse, alle ohne Blüten, verbreiteten Erdgeruch.

Adele von Saslawski saß hinter dem Teetisch und stickte mit roter Seide auf weiße. Sie sah wie ein altes trockenes Mädchen aus, über das nie Manneswärme gestrichen ist, unter er es sich entfalten konnte.

"Liebe stille Frau, ich kehre zurück", sagte Esther. "Die Männer drüben sind in Rom. Das ist mir Latein. Wann kommt die Fürstin?"

Adele erwartete die Fürstin Malakoff. Seit dem Institut von Vevey hatten sie sich nicht mehr gesehen. Heut war unverhofft ein junger Diener gekommen mit einem Billett Awdotjas. Sie war im *Europäischen Hof* abgestiegen und würde um acht Uhr, nach dem Essen, da sein.

Aber es schlug halb neun, ehe die ältliche Agathe die Tür aufschlug und wortlos die Fürstin eintreten ließ.

"Adele, Adele", sagte die wunderschöne Frau und zog sie an sich. "Aber du siehst aus wie damals. Warte, es sind zwölf Jahre. Also sind wir zweiunddreißig? O Adele, wir sind ja älter. Ich bin in Schwarz. Aber du?"

Sie küßte sie. Sie lachte.

"In Vevey, erinnerst du dich? Mademoiselle Dumusque, der eines Morgens beim Föhn der Busen aus dem Fenster flog, hinüber ins Institut des Herrn Bonacorsi, wo ihn der junge Graf Palfy oben auf dem Dach an die Fahnenstange band?"

Sie sah sich um. "Wer ist diese himmlische Schönheit, Adele?"

Esther Berg lachte. "Nicht aus dem Himmel, Fürstin, aus dem Ghetto!"

Die Fürstin reichte ihr beide Hände. "Doppelt willkommen. Meine Großmutter war eine geborene Beer aus Krakau. Als sie dem Grafen Karagin einen Sohn gebar, heiratete er sie. Dieser Sohn war mein Vater. Aber ich bin schon ganz blond und slawisch. – Setzen wir uns." Sie zog beide neben sich ins Sofa. Sie schenkte den Tee ein und begann Kuchen zu essen.

"Ich habe immer Hunger, Adele. Aber erzähle. Ich kam nur her, um dich zu finden, fragte und hörte, daß du seit zwei Jahren verheiratet bist. Ich hatte Sehnsucht nach dir. Schon in den Pension konnte man dir alles sagen. Du verstehst wunderbar zuzuhören und zu schweigen. Ist dies dein Elternhaus? Und deine Eltern?"

"Mama ist tot," sagte Adele, "schon lange. Zehn Jahre. Und Papa ... Papa reist viel, er verlangt nur, daß man sich nicht um ihn kümmert. Jetzt ist er in Paris. Alle Vierteljahr kommt er nach Haus und schneidet seine Kupons ab."

"Und diese Schönheit mit dem römischen Jünglingskopf?"

"Meine kleine Freundin ... meine einzige Freundin."

"Dann kannst du also erzählen. Beginne, dann komme ich."

"Erzählen? Drei Worte, Awdotja, meine Liebe. Ich kam aus dem Institut, spielte Klavier, Mama starb, ich führte das Haus und heiratete vor zwei Jahren Abel von Saslawski."

"Aber das ... das ... das!" sagte die Fürstin lachend und mit vielen kleinen Bewegungen. Sie schien nicht ganz natürlich, irgendwie erregt, beunruhigt. "Bitte, Adele, die Geschichte deiner Liebe – !"

Adeles Gesicht blieb unbewegt, nur über ihre Augen schien ein kurzer Schatten zu gleiten. Sie sagte mit ihrer stillen gelassenen Stimme: "Herr von Saslawski war Lehrer am Gymnasium hier. Für alte Sprachen. Seine Schüler beteten ihn an. Selbst meine jüngeren Brüder, nur Sport im Kopf, schwärmten von ihm. Er lebte außerhalb der Schule wie ein Einsiedler, ganz allein mit seinen Büchern, und das Gerücht ging, er schreibe an einem großen Werk über Griechenland."

Adele zerkrümelte, ohne es zu wissen, den Kuchen auf ihrem Teller. In einem kurzen Augenblick durchlebte sie, was niemand wissen sollte. Sie hatte Herrn von Saslawski auf der Straße gesehen. Bald dreißig Jahre alt, nie um ihrer selbst willen begehrt, ohne Sinn und Wunsch nach dem Mann, liebte sie plötzlich diesen Einsamen. Sie mußte ihm helfen. Sie schrieb ihm, bat um seinen Besuch und eröffnete ihm, daß sie bei ihm griechische Stunden zu nehmen wünschte. Jeden Tag eine Lektion. Sie zahlte ihm zehn Mark für die Stunde. Sie konnte nicht mehr geben, ohne seinen Stolz zu verletzen. Adele sagte lachend, mit veränderter Stimme: "Und denk dir, Awdotja, ich nahm griechische Stunden bei ihm."

Nein, er hatte nie etwas gemerkt. Nach einem halben Jahr hatte sie sein Vertrauen: seine Sehnsucht war, die Schule zu verlassen und sich an der Universität für klassische Philologie zu habilitieren. Aber er war arm. Sein Werk über den Eros des Platon lag vollendet da, aber der Welt vorenthalten. Es fand sich kein Verleger für den Unbekannten, und er konnte die Druckkosten nicht bezahlen.

Adele legte ihre eisige bebende Hand auf seine. "Bitte, lassen Sie mich ..." Er errötete. Er war, mit seinen fünfunddreißig Jahren, schon leicht ergraut. Sein hageres weißes Gesicht hatte etwas vom Glanz des Todes auf sich. Adele war nichts als Liebe, sie betete zu ihm. Sie sagte mit kalter Stimme: "Nehmen Sie das Geld von Ihrer Frau. Ich will die Ihre werden ..."

Adele fuhr lachend zur Fürstin fort: "Nun, und dann sagte ich eben ja. Ich konnte mir keinen anderen Mann für mich denken."

Die Fürstin sagte nachdenklich: "Ist das alles? Du, Adele, bist nicht die Frau, deren Erlebnisse nach der Ehe beginnen."

Aber er hatte damals nicht ja gesagt. Er sagte: "Ehe soll aus Liebe kommen. Und ich – " Adele hatte das harte Wort nicht hören können. Sie unterbrach ihn und sagte mit heller Stimme: "Auch ich liebe Sie nicht, Herr von Saslawski. Aber sind wir nicht gute Kameraden? Und jeder allein, ginge es da nicht? Sie hätten ein Heim, ich einen Freund. Lassen Sie mich um Sie sorgen. Ich verlange nichts anderes." Am nächsten Tag antwortete er: "Eines Tages werden Sie vor mir stehen und fordern und mich anklagen ..."

"Ich schwöre!" rief sie. Er rief Nein! sie sollte nicht schwören. Sie sprachen eine Woche nicht mehr darüber. Dann kam Adeles Vater aus Budapest. Was sollte sie ihm sagen. Abel sagte: "Sie machen mich gemein. Ich will. Ja denn! Vergeben Sie mir." Adele sagte: "Ich danke Ihnen. Sie wären ein undankbarer Schöpfer, wenn Sie das nicht für Ihr Werk tun könnten. Ich bin nichts als eine Dienerin Ihrer Arbeit. Ich liebe Ihre Arbeit." Nun war sie seit mehr als zwei Jahren die Gefangene ihrer Liebe. Sie sehnte sich und schwieg. Sie weinte nach innen und lachte.

"Und nun", sagte sie zur Fürstin, "ist er hier Professor an der Universität. Seine ehemaligen Schüler, die Studenten, alles was jung ist, liebt ihn, weil er selber jung ist. Er spannt den Himmel Griechenlands über alle."

Die Fürstin sah sie an, Adeles Mund zuckte, sie wollte lachen.

"Lache doch nicht", flüsterte die Fürstin, umarmte sie, küßte sie.

"Was sagtest du, Awdotja?"

"O, es war russisch." Sie barg Adeles Kopf an ihrer Brust, denn es jammerte sie, dieses Gesicht zu sehen, das Lüge, Sehnsucht, Kampf mit sich und hoffnungslose Liebe entfleischt hatten. Es grauste ihren Händen vor dem Altjungfernkörper, den sie knochig und kalt fühlten.

Sie wandte sich zu Esther, die still und blaß dasaß. Esther schüttelte den Kopf, die Fürstin nickte. Und noch immer Adele, die sich nicht

rührte, an sich drückend, sagte sie: "Berg heißen Sie, Wunderschöne. Das erinnert mich an Lydia Berg, die ich liebe. Ich fuhr einmal für einen Abend von Petersburg nach Wien, um sie als *Carmen* zu hören. Seit damals sind wir Freundinnen. Ich stand wie ein Backfisch am Bühnenausgang, und als sie mich dort in Tränen sah, umarmte sie mich und begleitete mich zum Zug."

"Es ist meine Mutter, Fürstin."

"O meine Augen! Natürlich, ist es nicht Lydias Gesicht? Und wieviel erzählte sie mir von ihren Kindern! Du Esther! Gib mir einen Kuß. Lydias kleines Mädchen. – Adele, Adele!"

Adele richtete sich mit stillem Gesicht auf. Sie bereitete frischen Tee und lächelte zu der Freude der beiden andern. Dann sagte sie: "Du bist Witwe, Awdotja."

"Ja," sagte die Fürstin, "ja, seit zwei Jahren. So lange unglücklich, wie du glücklich bist ..."

"Öffne das Fenster, Esther", sagte Adele. "Willst du, Awdotja – ?"

Auf der stillen Straße war kein Laut.

"Neun Jahre war er mein. Der junge Malakoff sah mich auf meinem ersten Hofball in Petersburg. Am nächsten Tag kam er zu Papa und bat um meine Hand. Mama sagte: *Kind, du kommst um die herrliche Mädchenzeit*. Nun, ich wollte die noch herrlichere der jungen Frau Malakoff. Sergius kam als Attaché nach Paris und London, dann als Botschafter, und er war erst dreißig, nach Japan. Ach, die drei Jahre in Japan ... Dann berief man ihn nach Petersburg. Der Kaiser liebte ihn, *mein Gewissen* nannte er ihn. Nun, da waren welche, die fanden, der Kaiser habe ein schlechtes Gewissen. Eines Mittags, im Juni, sagte mir Serjoscha Adieu, will zum Kaiser. Ich gehe ans Fenster, ihn im Wagen noch einmal zu grüßen ... da höre ich einen Lärm, Donner, Krachen, alles wankt ... aber mitten drin sein Schrei. Ich schlage die Fäuste in die Fenster, sehe ihn unten liegen, Rumpf und Kopf – Arme, Beine ... fort, weg! Sein Kopf lebte. Er schrie. Er sah gerade zu mir hinauf."

Die Fürstin trank laut ihre Tasse Tee leer. Als sie sie hinstellte, klirrte sie. Esther lehnte sich sanft an sie.

"Herzchen", sagte die Fürstin heiser. "Ja, das war vor zwei Jahren. Im Juni sind es zwei. Ja, Adele, man muß sich umsehen, wie es den anderen geht. Leben, Liebe, Tod ... wer überlebt, hat Pflichten."

"Kinder?" flüsterte Adele.

"Keine," sagte Awdotja, "nein, keine. Ach, wir wünschten sie uns nie. Wenn man sich liebt! Aber heute, wenn ich ein Kind von ihm hätte ..."

"Und der Mörder – ", flüsterte Esther.

Die Fürstin schauerte zusammen.

"Man verschickte eine junge Studentin nach Sibirien. Sie stellte sich selbst, ich sah sie und sprach mit ihr. Sie war demütig, aber stand zu ihrer Tat. Aber sie war nicht schuldig, sie hatte die Bombe nicht geworfen. Zwei Pferde waren zerrissen, der Kutscher, der Diener und er, Serjoscha, Serjoscha ... Ich reichte ein Gnadengesuch für die Studentin ein, es wurde nicht berücksichtigt."

"Und der Mörder?" wiederholte Esther.

Die Fürstin stand auf. Sie war bleich, aber sie lächelte. Sie hob ihre Perlenschnur auf, als drücke sie sie. In dieser Stellung, mit erhobenen Armen, die Perlen zwischen den schönen, ganz weißen Fingern, den Kopf im Nacken, die Augen geschlossen, sagte sie lächelnd: "Ich werde ihn ereilen. Er flieht vor mir."

"Awdotja!" rief Adele.

Die Fürstin ließ langsam die Kette auf ihre Brust niederfallen und erschauerte wieder.

"Ich gehe", sagte sie. "Morgen esse ich bei dir Mittag und hoffe Herrn von Saslawski zu begrüßen."

Adele sagte: "Herr von Saslawski hat Besuch. Ehemalige Schüler und Hörer von jetzt."

Sie gingen an dem schwarzen Flügel im weiß-goldenen Musikzimmer vorbei. Adele drehte das Licht auf. Esther wiegte sich um das Klavier herum.

"Du mußt sie tanzen sehen, Awdotja", sagte Adele.

"Was tatest du in Lausanne, Esther?"

"Ich hatte Tanzstunden das ganze Jahr. Alle im Institut baten für mich, da sagte Madame Sarah ja. Es lebt dort ein altes Fräulein, die

einmal zum Corps de ballet der Großen Oper in Paris gehört hat. Jeden Tag übte ich eine Stunde bei ihr."

Adele sagte: "Lydia Berg hat es durchgesetzt, daß sie schon als Kind hier unsere kleine Ballettschule besuchen durfte."

Esther legte den Finger auf die Lippen: "Pst! ganz heimlich. Sonst hätte uns die ganze Stadt verfehmt. Ein anständiges Mädchen, das tanzt ..." Sie drehte sich langsam mit erhobenen Armen um sich selbst. Sie sah wie ein trunkener Schmetterling aus. "Aber einmal werden alle Kinder tanzen lernen wie rechnen und schreiben. Ich will es sie lehren. Ich habe mir drei Tänze ausgedacht. Einen zu einer Ballade von Chopin, das ist ein ganzes Leben ..."

Jäh warf sie sich, schön noch im Ungestüm, herum. Die Haarwelle über ihrer schmalen Stirn erhob sich wie ein goldener Helm.

Die Fürstin sagte lächelnd: "Das ist wie Musik."

"Aber ich kann keine drei Töne spielen", sagte Esther.

Adele sagte: "Die Musik ist in ihr. Man kann nicht musikalischer sein."

Beide Frauen sahen das schöne Mädchen an, als eine Tüpr klappte, ein gelbseidener Vorhang gehoben wurde und Abel von Saslawski mit seinen Jünglingen hereintrat.

Adele, erblaßt, nannte seinen Namen, und die Fürstin reichte ihm die Hand.

"Sie dürfen sich nicht darauf berufen, schon viel von mir gehört zu haben. Denn ich tauchte heute aus der Vergessenheit auf. Adele kann nie von mir gesprochen haben."

"Nein", sagte Adele. Sie hatte gleichsam eine andere Stimme bekommen in Gegenwart Abels.

"Stellen Sie mir die Herren vor", sagte die Fürstin und fuhr selbst fort: "Das ist der junge Berg. Ihre Mutter, Herr Berg, ist meine Freundin, und Esther ist es schon geworden." Sie hielt seine Hand fest, indes sie schon von ihm fortsah.

Nikolaj stand noch unter dem Vorhang. Die Fürstin, indes alles Blut ihr Gesicht verließ, daß sie einen Augenblick wie aus Stein gemeißelt schien, sagte mit ganz heller Stimme: "Ein Landsmann?"

Nikolaj starrte sie an wie eine Erscheinung. Seine Wangen erbeben über den zusammengebissenen Zähnen.

Die Fürstin sagte lächelnd, mit der Hand eine Bewegung machend, als streiche sie herabfallendes Haar aus den Augen: "So habe ich eine Begleitung ins Hotel? Kommen Sie mit, meine Herren. – Gute Nacht, gute Nacht!"

Esther an der Seite, trat sie auf die stille Straße in die Maiennacht. Der Himmel war sternenlos. Esther sah in ihr Gesicht, in dem Rätselhaftes vorging. Sie rief Nikolaj an ihre andere Seite. Langsam gingen sie alle über den großen Platz, wo unter den jungbelaubten Bäumen eine Katze strich.

Die Fürstin sagte: "Ihr Gesicht, Herr Ungemach, ist mir nämlich unvergeßlich eingepägt. Es war, als ich den Todesschrei meines Mannes hörte und ans Fenster stürzte. Das erste, was ich damals sah, war in der Menschenmenge Ihr Gesicht, Nikolaj Iwanowitsch. Sie sehen, ich weiß noch Ihren Namen. Aus den Protokollen der Gerichtsverhandlungen. War das nicht seltsam? Ich sah zuerst Ihr Gesicht, es war ganz weiß, Sie hatten keine Mütze. In der Studentenbluse standen Sie da wie ein Knabe. Sie starrten zu mir hinauf. Dann erst sah ich den gliederlosen Rumpf meines Mannes." Esthers Hand in ihrer erbebte. Die Fürstin zog ihren Arm in den ihren und drückte sie zärtlich.

Hinter ihnen sagte Alban Bentheim: "Wenn Blumen sich bewegen könnten, würden sie wie Esther Berg gehen."

Mario mußte lachen.

"Ja," sagte Alban, "ich habe noch keinen Gedichtband herausgegeben. Spotte nur."

Sie gingen Arm in Arm.

Anselm Wermut folgte mit David Berg. Der Knabe trug sein Cello, das er aus der Stunde mitgebracht hatte. Er sagte unwillig: "Warum gehen wir mit? Sie bestimmt über uns. Eine Freundin Mamas, das will nichts sagen, tausend nennen sich so. Ist sie schön, Wermut?"

"Wenn sie neben Esther steht ...", sagte der Maler. "Man könnte meinen, daß ein schrecklicher Gedanke, ein Haß, eine fanatische

Idee ihre Züge zerstört hat. Wenn sie ruhig sein könnte, wäre sie schön."

"Niemand ist ruhig", sagte David Berg. "Esther, wenn sie tanzt, ich, wenn ich spiele."

"Ja," sagte Anselm Wermut, "ich, wenn ich male."

Mario wandte sich zurück. Er hatte sie gehört. "Wartet, Jungen, man wird älter."

Alban Bentheim sagte lächelnd, und seine Stimme war tief: "Ich bin fünfundzwanzig. Papa spricht jeden Abend von meiner Heirat. Seit dem Schlaganfall ist es wie eine fixe Idee."

"Nun denn, also", rief Anselm heiter.

"Ja", sagte Bentheim und schloß fest die Lippen.

Die Fürstin sah zum Münster hinauf. Es stand in seiner dunkelroten Glut erhaben still in unirdischer Größe.

"Es beschämt nur", sagte sie. "Ist nicht alles nichtig? Aber solange man Mensch ist, hat man seine gemeine Mission." Sie sprach zu Esther. Nikolaj ging in einem Schritt Abstand neben ihr. Mit gänzlich verschlossenem Gesicht sah er unverwandt in die Ferne wie ein Blinder, der dennoch seinen Weg kennt.

"Ja, und dann die Verhandlungen gegen die junge Studentin, die sich gestellt hatte. Sie waren ja auch geladen, Nikolaj Iwanowitsch. Ich weiß, eine Unschuldige hat sich geopfert. Für wen? Die Partei verlangte es wohl. Es kam nicht heraus. Ich glaube, man hätte Folter anwenden können, sie wäre dageblieben und die anderen hätten geschwiegen. O wie gemein, wie feige, sich von einer Frau retten zu lassen, Nikolaj Iwanowitsch."

Nikolaj öffnete den Mund. Wie etwas Zähes kamen seine Worte heraus. Esther wandte sich zu ihm, sie erkannte seine Stimme nicht.

"Kennt man die Gründe?" sagte Nikolaj. "Nehmen wir an, daß der wahre Mörder noch weitere Aufgaben hatte. Vielleicht mußte man sein Leben retten, weil es wertvoller war als das der Natalie Goldstein. – Natalie Goldsteins Sinn war vielleicht nur, sich, die keiner Tat fähig war, für eine Tat zu opfern. Sie mag glücklich sein. Ihre Bestimmung ist erfüllt."

Die Fürstin ging rascher. Am Ende der Straße schimmerte der Bahnhof auf. Droschken rollten gemächlich von dort her, Reisende und Hoteldiener gingen stumm vorbei.

Die Fürstin sagte: "Welches war denn der wahre Grund für den Mord an dem Fürsten?"

"Es war kein Mord", flüsterte Nikolaj.

"Welches?"

"Es war die Strafe der Weltgerechtigkeit."

Esther sagte leise: "Nikolaj, Nikolaj!"

Die Fürstin zog sie an sich.

"Ich möchte es hören. Sprechen Sie, Herr Ungemach."

"Fürst Malakoff", sagte Nikolaj hastig und laut, "verdarb den Kaiser. Was ist der Kaiser? Das Werkzeug seiner Umgebung. Sie kann ihm die Welt in jedem beliebigen Bilde vorstellen; er weiß nichts von ihrer wirklichen Form. Fürst Malakoff arrangierte das Judenprogramm von Odessa und Simferopol. Ich selbst sah die geflüchteten Kinder der Gekreuzigten und Gehenkten."

"Woher stammen Sie, Nikolaj Iwanowitsch?"

Er zögerte einen Augenblick.

"Aus Simferopol", sagte er dann laut. "Fürst Malakoff hat das Leben Tausender auf dem Gewissen. Er wollte Sibirien bevölkern. – Man ist, Fürstin Malakoff, nichts als Theoretiker, man wünscht nichts als der Idee zu dienen. Aber diese Männer treiben zur Tat. Laßt sie gut sein, und kein Blut fließt."

"Was ist gut?" sagte die Fürstin.

Sie standen vor dem Hotel, in den Anlagen, wo der Flieder blühte. Die Kastanien waren mit leuchtenden Kerzen besteckt. An den Häuserwänden hingen schwebend Glyzinien.

"Kommen Sie alle noch zu mir hinauf", sagte Awdotja Malakoff. "Zum Tee. Da schlägt es elf, der Abend beginnt. Herr Berg wird uns spielen."

David Berg schüttelte den Kopf, er zögerte zu folgen, aber Esther, schon oben auf den Stufen, sah lächelnd hinab.

Die Fürstin, das Mädchen an der Hand, ging durch das Vestibül, als ob da nicht zwanzig Menschen säßen, die sie anstarrten. Irgend ein Gedanke mußte sie so blenden, daß sie keinen Gruß der Angestellten erwiderte, sie, die sonst die freundlichste war.

Im Vorzimmer ihres Appartements saß ein ältliches Mädchen.

"Schnell, Mascha, Liebchen, besorge uns Tee, Liköre, Gebäck."

Sie betraten einen großen Salon mit Empiremöbeln. Aber Bildern, Kissen, Vasen, Teppichen sah man an, daß sie aus dem Gepäck der Fürstin stammten. Ein schöner Hund, ein Tier wie ein Wolf, erhob sich schwerfällig und kam der Herrin entgegen, ganz lautlos, hob nur die Lefzen von dem schauerlichen Gebiß. Er war ganz jung. Es sah aus wie das Lächeln eines Ungeheuers.

Sie saßen am Kamin, ein junger Bursche in roter Bluse, schön wie ein junges weiches Tier, brachte den silbernen Samowar. Die Holzkohle dunstete leicht. Die Fürstin zog die Stöpsel aus silbernen Flakons, die starken Düfte russischer Schnäpse und Liköre stiegen, schon berauschend, auf.

"Glückliche Jugend", sagte Awdotja. "Nun trinket, eßt. Ihr seid herzlich willkommen. Fühlt euch wohl und seid mir gewogen."

Aller Zauber Rußlands ging von ihr aus. Ihre grauen Augen strahlten, und in ihre mattblondes Haar schien Leben, Elektrizität zu kommen.

Sie saß wieder zwischen Esther und Nikolaj. David hatte sich zu dem Hund auf die Erde gelegt, den Kopf auf seinem Hals. Der Hund bewegte leise, liebkosend den buschigen Schweif.

"David Berg," rief Awdotja, "rauben Sie mir nicht das Herz Saschas. Es ist das letzte mir gebliebene ... – Dmitri," sagte sie zu dem schönen Burschen an der Tür, "du kannst schlafen gehen, aber Mascha muß warten."

Sie wandte sich wieder Nikolaj zu.

"Und nun leben Sie in dieser kleinen Stadt. Daß Sie hieher kamen!"

"Sie kamen auch hieher, Fürstin."

"Ich suchte eine Freundin", sagte sie schnell.

Und Nikolaj sagte langsam: "Ich fand einen Freund." Er wies auf Mario Hadra hinüber und sagte: "Ich lebe bei ihm und von ihm. Er las mich auf der Straße auf, als ich am Erfrieren war."

"Erfrieren", agte die Fürstin nachdenklich, als erwäge sie diesen Tod. "Läßt die Partei Sie erfrieren, Nikolaj Iwanowitsch?"

"Die Partei", sagte Nikolaj. "Ich habe keine Partei. Ich bin nicht politisch, ich halte mich fern."

Die Fürstin streifte ihn, der sie fest ansah, mit einem sekundenschnellen glühenden Blick. Vielleicht war Verachtung darin? Sich von ihm fortwendend, sagte sie nachlässig und gleichgültig: "Sie brauchen mich nicht zu fürchten. Ich bin kein Spitzel und gänzlich uninteressiert."

An diesem Abend sprach sie kein Wort mehr zu ihm.

In einer Ecke stand ein kleiner Flügel. Sie ging mit zurückgeworfenem Kopf durch das Zimmer, nur David konnte sehen, daß ein glühendes, begeistertes Lächeln auf ihrem blassen Antlitz lag. Aber als sie sich vor die Tasten setzte, war es unbewegt.

"Mussorgski", sagte sie und begann ein stürmisches Vorspiel, um mit einer schönen klaren Stimme einzufallen.

Sie sang Lied auf Lied, Volkslieder, und holte aus den Saiten Balalaikaklänge. Sie sah zu niemandem hinüber. Nikolaj hatte wieder die Zähne zusammengebissen, seine Wangen bebten. Esther sah Mario an, dessen Gesicht seit dem Tod des Vaters verschlossen geworden war. Aber Anselm Wermut zeichnete die Fürstin mit kurzen schnellen Strichen.

Sie stand auf, und auf dem Weg durchs Zimmer blieb sie bei David stehen. Mit der Spitze ihres Schuhs berührte sie seinen Arm. Er zog ihn brüsk zurück und setzte sich auf.

"Nun Ihr Cello, junger Herr", sagte sie.

Er schüttelte den Kopf.

"David", sagte Esther vom Kamin her.

"Nein", sagte er und wölbte die roten Lippen, strich das Haar aus der Stirn. "Ich will nicht."

Die Fürstin bückte sich und griff ihm ins Haar. Er entzog sich ihr, sie hielt ihn fest. Sie spürte, daß es ihm Schmerz bereitete. Sie lächelte. Er wurde langsam rot, seine Augen füllten sich mit Tränen. Ihr Griff löste sich in ein Streicheln. Sie lachte auf. "Recht so, mein

Väterchen. Lerne nur Frauen zu widerstehen. Sicherer kannst du sie nicht gewinnen."

Anselm Wermut verbarg seine Zeichnung, aber die Malakoff sagte: "Ich habe es doch gesehen, mein Herr Wermut. Ist es gut?"

Und die Zeichnung, wo die Fürstin wie ein heller Schemen hinter dem schwarzen Flügel auftauchte, ging von Hand zu Hand.

Mario beugte sich zu Nikolaj hinüber, der den Samowar anstarrte. "Hast du Heimweh, Kolja?"

Die Fürstin sagte rasch: "Er soll den Samowar haben, ich schicke ihn Ihnen morgen, Herr Hadra. Jeden Abend trinken Sie mit Nikolaj Iwanowitsch *Tschei* aus meinem Samowar. Sie sollen sich erinnern."

Nikolaj schwieg.

Alban Bentheim, der die Fürstin mit heißen Blicken verschlang, seit sie gesungen hatte, sagte: "Bleiben Sie lange bei uns, Fürstin?"

"Vielleicht bis in den Herbst. Ich weiß es nicht. Vielleicht reise ich schon morgen."

Bentheim sagte: "Wir werden uns alle erinnern."

ζ

An der Kaiserstraße trennten sich aller Wege. Es war ein Uhr in der Nacht. Zwischen den Wolken standen Sterne. Flieder duftete. Die Stimmen der jungen Menschen klangen verhalten.

"Gute Nacht," sagte sie, "gute Nacht!"

David Berg trug sein Cello sorgsam ins Haus. Oben ging eine Tür auf. Moritz Berg stand am Geländer und sagte: "Kinder, Nachtschwärmer, ich fahre morgen zur Mutter, sie telegraphierte."

David war schon oben. "Zur Mutter?"

"Sie weiß, wie immer, in Geschäftssachen nicht ein noch aus."

Seine Stimme war weich wie sein Gesicht. Er hatte dasselbe Haar wie seine Kinder, noch keinen grauen Faden darin. Er setzte sich wieder an seinen großen Arbeitstisch, der in einer Wolke Zigarrenrauchs stand. Er hatte bis jetzt geschrieben und gerechnet.

Esther lehnte sich an ihn, streichelte seinen Kopf und erzählte lang und breit. Er hörte zu, lächelte, aber es war irgendeine Besorgnis in dem Lächeln. Plötzlich verstummte Esther, denn hinter ihnen strich David das Cello. Mit bebender Menschenstimme erklang ein russisches Lied. Awdotja Malakoff hatte es vor einer Stunde gesungen.

"Aber das ist," flüsterte Esther, "als ob Mutter es sänge. Findest du nicht, Vater, daß aus Davids Cello Mutters Stimme klingt?"

Der Vater lauschte, sein weicher roter Mund in dem unschönen schlaffen Gesicht bebte. David hatte die Augen geschlossen und spielte eines der Lieder nach dem anderen, indem er sie mit tiefen Balalaikaklängen verband.

Zur selben Stunde noch saß bei offenem Fenster Mario Hadra am Klavier und spielte gedämpft die gleichen Lieder für Nikolaj, der auf einem Fensterbrett hockte.

Aber Nikolaj hörte nicht. Der einzige Gedanke kreiste ihm ununterbrochen wieder: *Morgen steht der Samowar des toten Fürsten Malakoff auf meinem Tisch.* Und er hörte die Worte, die ihm allein galten: *Sie sollen sich erinnern.*

Awdotjas verächtlicher Blick streifte ihn wieder, als er die Partei verleugnete.

Er stand auf und ging hinaus.

Mario ließ die Hände sinken und rief ihm nach. Aber Nikolaj schloß die Tür.

Unter den Fenstern des Bergschen Hauses stand der junge Bentheim. Er hörte das Cello. Anselm Wermut neben ihm pries die Gestalt der Fürstin.

"Ja," sagte er, "aber Esther – !"

Alban Bentheim mußte sprechen. "Papa ist der beste Freund von Moritz Berg. Er hat Geld bei ihm und liebt die Juden. Aber er würde niemals zugeben, daß ich eine Jüdin heirate."

Anselm sagte lächelnd: "Ihr Vater ist gelähmt und Esther ist siebzehn Jahre."

Bentheim schien zu erwachen. Er sagte kühl abweisend: "Was fällt Ihnen ein! Ich denke weder an das eine noch an das andere."

Aber weitergehend strich er mit der Hand über die Mauer des Bergschen Hauses. Er sagte, sich aufrichtend: "Die Fürstin ist ein Weib. Sie benimmt einem die Gedanken. Als sie am Flügel saß – "

"Ja," sagte Wermut, "so eine, nach deren Kuß man verbrennen kann, und ist sie geküßt, begreift man es nicht."

"Wer weiß," sagte Alban Bentheim, "vielleicht käme man nie mehr von ihr los."

Anselm lachte. "Wir sind nicht sentimental", sagte er laut. "Aber Sie, Bentheim, Reitersmann, Reserveoffizier, Sportfreund, Sie haben von ihren jüdischen Freunden angenommen. Dort macht man sich alles schwer. Sehen Sie mich an: ich nehme das Leben so leicht, wie es ist."

Bentheim murmelte: "Bis es Sie begräbt, weil Sie sich nicht genug dagegen stemmen."

Als es zwei Uhr schlug, saß die Fürstin noch, im Nachtkleid, an ihrem Schreibtisch vor geöffnetem Fenster. Mascha hatte sie eben erst verlassen. Sie schrieb ohne Anrede:

"Ich habe ihn erreicht, Nun entgeht er mir nicht mehr. Aber er weiß, er errät, daß ich weiß. Fliehen wird er nicht. Ich halte ihn an der Seele. Ich werde ihn langsam zu Tode quälen. Sibirien ... lächerlich. Das ist ja dennoch Leben! Und Leben, noch in Ketten, ist ja Leben! Aber ich will ihn – "

Langsam, langsam zerriß sie den Brief. Ein seltsames Lächeln glitt über ihr Gesicht wie ein Lichtschein. Sie schüttelte den Kopf. Dann trat sie ans Fenster und sah zum Bahnhof hinüber, wo unsichtbare Lokomotiven wie Riesentiere atmeten.



Die Sängerin

"Schnell, Kinder, schnell!" rief Lydia Berg und wälzte sich wie ein übermütiges Tier auf den Kissen am Boden der Schlafstube.

Sie saßen noch nebenan und besahen sich die neuen Bilder der Mutter in den neuen Opern. Es war Ende September, und es dämmerte langsam.

"Wo bleibt ihr, – Esther, David?"

Sie kamen schon und kuschelten sich bei ihr ein, ein großes weiches Tier mit seinen Jungen.

"Nein", sagte Lydia und setzte sich auf. "Zieh die Fenster zu, Esther, und die Lampe in der Ecke."

Nun wurde es Abend. Vom Karolinenplatz² herauf klang kein Laut, nur selten schwaches Wagenrollen.

David atmete wie im Schlaf. Das war die schönste Stunde jedes Tages. Esther kehrte zurück, sank hin wie ein Blatt. "Süße Mutter", flüsterte sie.

Aber vorsichtig und leise öffnete da die alte Elise die Tür. "Der Herr Bentheim ist da", flüsterte sie und unterbrach so schweren Herzens die Liebestille der Stube.

Lydia Berg setzte sich rasch auf. Ihre Stimme hatte einen fast scharfen Klang, als sie sagte: "Ja, den werden wir nicht wegschicken können."

Aber beide protestierten.

"Nein," entschied die Mutter, "er mag kommen, aber wir bleiben."

Beide erwiderten seinen Gruß nicht, aber Lydia hob ihm die Hand zum Kuß entgegen und lächelte wie auf der Bühne.

"Dort in einen Sessel, Alban. Und wir hocken weiter hier, wenn Sie erlauben. So halten wir Siesta."

David murrte: "Wenn Sie nicht gekommen wären, hätte uns Mama erzählt ..."

Alban lachte. "Darf ich nicht zuhören?"

² In münchen

Esther sagte rasch: "Nein, das ist nur für uns. Keiner gehört dazu."
"Dann," sagte Alban, "ja, dann ..."
"Kinder!" rief Lydia, "unerzogenes Gesindel. Nein, nein, Alban. Grüß Sie Gott und willkommen. Aber rauchen dürfen Sie hier nicht. – Sie sind der erste Fremde, der diese Zimmer betritt."
"Also bin ich kein ganz Fremder mehr?"
Er lachte wieder, als wäre er irgendwie befangen. Auch Lydia Berg hatte einen ungewohnten Ton. "Und morgen fahren Sie nach Haus?"
"Es ist bestimmt."
"Aber wir bleiben noch drei Tage", rief David.
"Bis die Schule beginnt", sagte Alban. Es klang wie eine Zurechtweisung und Distanzierung.
Lydia Berg sagte: "In dieser Stunde erzähle ich den Kindern aus meinem Leben. Die Tierchen können es immer wieder hören."
"Ich weiß noch nichts", murmelte Alban.
Esther lächelte spöttisch, David brummte etwas.
"Gewöhnlich muß ich bei der Großmutter anfangen", sagte Lydia, und sie war schon mitten drin. Sie vergaß alles und sah Mama in großer Toilette ihr gute Nacht sagen.

Es war Nadja Heß, die große Altistin. Sie sang in zwei Weltteilen, ewig unterwegs. Sie kannte nichts als Gesang und Geld. Nicht einmal den Mann liebte sie. Sie brauchte ihn auch nicht. Sie lachte die Bettelnden aus, stieß die Fordernden weg. Bis das Schicksal sie ereilte. Zwischen Moskau und Petersburg blieb ihr Zug im Schnee stecken. Man mußte absteigen und ins nächste Dorf stapfen. Todmüde klopfte sie mit ihrer Zofe an ein Bauernhaus. Ein junger Bauer öffnete ihnen. Sonjutschka fiel in der Küche hin und schlief. Aber Nadja ging in die Stube. Da war das große Bett an der Wand. Der Bauer saß am Tisch. Am selben Nachmittage hatte er seine Frau begraben. Nadja übersah ihn. Sie entkleidete sich, als wäre sie allein, schlang den großen Schal um sich und stieg ins Bett. Sie entschlief sofort. Mitten in der Nacht erwachte sie von Glut, die über ihr Gesicht strich. Auf dem Tisch der Stube flackerte die herabgebrannte Talgkerze. Aber über sie gebeugt stand der junge

Bauer und starrte sie an, als hätte er eben erst entdeckt, daß sie da war. Sie stieß einen Schrei aus, und als wollte sie sich vor ihm schützen, zog sie ihn doch selber zu sich hinab.

Am nächsten Morgen kamen Schlitten, die Eingeschneiten abzuholen, und Nadja Heß fuhr davon. Sie kannte den Namen des Dorfes nicht und hat sich nie danach erkundigt.

Eine Nacht lang, eine einzige Nacht ihres Lebens hatte sie geliebt, und von dieser Liebe trug sie ein Kind.

"Im Hafen von Lissabon wurde ich geboren," sagte Lydia Berg, "es war keine Zeit mehr, meine Mutter an Land zu bringen. In einer Kabine kam ich zur Welt. Der Schiffsarzt war schon an Land. Eine alte Frau, die Kartoffelschälerin der Schiffsküche, stand meiner Mutter bei."

Und sie sah, was sie selbst nur aus den Erzählungen der Mutter kannte, deutlich vor sich. Sie erinnerte sich der tausend Dämmerstunden, wo die große schöne Mutter mit dem Goldglockenklang der Stimme ihr erzählt hatte. Von ihr hatte sie diese selbe Freude an der Stunde und dem Erzählen.

Nadja Heß, die Große, liebte ihr kleines Mädchen. Sie ließ sie nie von sich. Erst reiste die Amme mit, dann eine Nurse, dann die Gouvernanten. Nadja Heß lebte wie eine Königin, ihr Verbrauch stieg, sie begann Männer zu erhören, um den Luxus ihrer Lebensführung bestreiten zu können. Die kleine Lydia wuchs wie eine Prinzessin auf. Sie reisten in eigener Jacht, in Salonzügen mit großem Gefolge. Da war der Impresario, der Sekretär, die Kammerfrauen, eine Schneiderin, ein Koch, Diener, Kutscher, Reitburschen für die überall mitgeführten beiden Pferde. Manchmal reiste ein Großfürst mit, ein junger Amerikaner, ein Herzog, der sein Herzogtum verschleuderte, damit Nadjas Brillanten die der Herzogin von Connaught überstrahlten. Sie war eine kalte Geliebte, aber sie war noch mit fünfzig schön wie eine Dreißigerin. Damals war Lydia dreizehn Jahre, und Nadja Heß nahm ein festes Engagement an der Kaiserlichen Oper in Petersburg an. Lydias Ausbildung sollte beginnen, dazu brauchte man Ruhe.

Lydia begann zu lernen, zu üben, zu singen, sie ritt, focht, turnte, tanzte, schwamm, lief auf dem Eis. Mit Malern saß sie über Stoffen und Spitzen. Sie hatte keine Muttersprache. Nadja war von einer russischen Mutter und einem deutschen Vater; immer unterwegs, sprachen beide fünf Sprachen schlecht und recht. Am schönsten italienisch – dank den Partien. Nun kamen auch Sprachlehrer ins Haus. Lydia liebte Deutsch. Die Mutter sperrte sie ein, sie sollte sich nicht ablenken lassen, sie sollte warten. Das Leben – das Leben kam immer noch zu früh.

Nach vier Jahren sagte Nadja Heß: "Auf, wir reisen. Pollini will dich hören."

Pollini³ in Hamburg war ein Freund von ihr. Lydia sang zum ersten Mal vor Fremden. Pollini war von den Impresarien der großen Welt umringt. Sie hatten bis zur Patti⁴ alle gemacht, von denen man sprach. Lydia sang Gounods *Juliette* ...

Pollini war weiß wie ein Tuch. Alle wollten sie haben, aber Nadja Heß gab sie Pollini.

Es war für sie höchste Zeit gewesen. Oder die Erregung dieses Abends war zu stark. Kaum hatten sich die Herren aus ihrem Hotelsalon entfernt, fühlte sie sich elend. Lydia war auf den Balkon des Schlafzimmers getreten, um die laue Luft des Märzabends zu schlürfen. Sie freute sich noch nicht, sie war benommen.

Nadja war auf das Sofa gesunken, sie konnte nicht rufen, sie dachte verzweifelt: *Und Lydia ist nicht bei mir ... Lydia, Lydia ist nicht bei mir ...*

"Ja", sagte Lydia Berg und hörte den schweren Atem ihrer Kinder, die Kopf an Kopf in ihrem Schoße lagen. Sie hatte sich an den Bettpfosten gelehnt und sah deutlich den Hamburger Salon vor sich. "Ja, als ich endlich den Balkon verließ, war es finster geworden in den Stuben. Ich mache Licht. *Mama*, rufe ich, *Mama*. Die alte Marfa kommt herein, wie sie mich hört. Plötzlich schreit sie auf. Und da sehe ich auch schon Mama auf dem Sofa liegen, so seltsam,

³ Bernhard pollini (ursprünglich baruch pohl, (1838–1897) war ein deutscher intendant und opernprinzipal.

⁴ Adelina patti (1843–1919) war eine spanische opernsängerin (sopran) italienischer abstammung. Sie galt als bedeutendste koloratursopranistin ihrer zeit.

den Mund offen, die Augen gebrochen. Ich stürze hin, fasse sie an, sie gleitet langsam hin, über ihre Lippen quillt ein wenig Schleim ..."

Ja, so war denn Lydia Heß allein. Sie fuhr nicht mehr nach Petersburg zurück. Freunde lösten den Haushalt auf. Man bezahlte Nadja Heß' große Schulden von dem Erlös der Möbel, Teppiche, Karossen und Pferde. Für Lydia blieb ein Teil des Schmucks und ein paar tausend Rubel.

Die Freunde der Mutter kamen nach Hamburg gereist. Ohne viele Umstände wollte der oder jener die Erbschaft der Mutter antreten und Lydia nehmen.

Lydia ging erst ins achtzehnte Jahr. Sie lachte nicht. Sie warf sie hinaus. Da ließ man sie. Damals war Lydia noch nicht schön, wie ein Junge sah sie aus, ihr Brustkorb war hoch und breit, aber die Brüste jünglingshaft. Ihre Schultern waren noch eckig, ihr schwarzes Haar ohne Leben.

Alles wurde anders, als sie sang. Abend für Abend erblühte sie mehr. Mit nachtwandlerischer Sicherheit beherrschte sie die Bühne. Ihre Stimme entfaltete sich von Rolle zu Rolle strahlender. Es war ein Sopran mit dem Klang von Gold, warm, voll und tief, gesättigt mit Farbe, von Gefühl getragen, daß, wer sie hörte, wie von einer Offenbarung erschüttert war.

Nach einem Jahr sang Lydia Heß in Berlin im Königlichen Opernhaus. Sie debütierte mit der *Afrikanerin*. Der junge Kaiser, statt sie zu sich in die Loge zu befehlen, ging zu ihr hinunter und blieb in der Garderobe vor ihr stehen, indes sie, unvorbereitet, mit dem Zeremoniell nicht bekannt, ihre Arme puderte. Sie erinnerte sich, wie die Mutter Herren empfangen hatte, mochten es Prinzen und Thronfolger sein.

Aber sie band sich nur ein Jahr. Irgendeine Unruhe trieb sie. In dem Glück, Erfolg, Ruhm gab es da eine tote Stelle, ein Nichterfülltes, eine Sehnsucht ...

Lydia Heß wußte nicht, Sehnsucht wonach ...

Eine alte Verwandte der Mutter begleitete sie, eine Registratorswitwe, die durch Nadja Heß die Welt und das

Menschenherz kennengelernt hatte. Die sagte liebevoll: "Du brauchst keinen Mann, mein Täubchen, aber die Liebe, mein Herzchen. Du mußt doch endlich einmal lieben, lieben ..."

Lydia breitete ihre Arme aus, die schön geworden waren wie die Arme der Kapitolinischen Venus. "Wen?" sagte sie heiter. "Wen, Tantchen?"

"Ach, Kind, die Welt ist voll", seufzte Tantchen.

"Ja," sagte Lydia, "von Musik. Aber Menschen?"

Dann ging sie nach Amerika. Sie brauchte Geld. Auch von der Mutter hatte sie die Leidenschaft zum Luxus. Nicht Perlen und Steine, königliche Roben, alte Spitzen. Aber die Lebensführung konnte nicht verschwenderisch genug sein. Wohin sie kam, mietete sie ein ganzes Haus für sich, sie vertrug keine fremden Menschen unter demselben Dach. Sie haßte Hotels. Dienerschaft mußte im Überfluß da sein. Im Treppenhaus täglich frisch geschnittene Blumen in den Silberkübeln. Sie hatte ein Landhaus am Comer See und eine Villa in Salò. Sie machte Schulden.

Amerika half ihr auf. Sie konnte sich nicht entschließen, einen Geliebten zu nehmen.

Dann, dachte sie, und das war das Höchste: *dann verkaufe ich lieber La Rose*. So hieß das Haus am Comer See.

Als sie zweiundzwanzig war, kehrte sie nach Europa zurück. An einem Abend sang sie die *Carmen* in der *Scala*.

Mitten in ihrem Antrittslied stutzte sie. In einer kleinen Loge hart neben ihr saß ein junger Mann. Er erschien im Bühnenlicht gespenstisch bleich. Sie empfand, daß von seinen Augen eine Welle Glut über sie ging. Es war das erstemal, daß ein Mann auf sie wirkte. –

Lydia Berg preßte sich an den Bettpfosten. "Das war euer Vater, Kinder", sagte sie. "Er hörte mich zum erstenmal. Ich sang an diesem Abend wie ein Engel, sagte er mir später. Aber ich spielte schlecht. Ich wollte nur dastehen und den Unbekannten ansehen. Ich schlief nicht in der Nacht, ich wartete. Erst am Nachmittag aber kam ein Korb mit gelben Rosen und ein Brief, wie gestammelt, wie gefiebert. *Moritz Berg* stand darunter. Nichts weiter. Ich wußte, er war es. Ich

sah seine Augen aus dem Brief brennen. Aber keine Adresse. Nichts."

Sie schwieg, sie lächelte.

Am selben Abend war sie bei einem Bankier eingeladen, sie sollte ein Lied singen. Sie brauchte die tausend Lire, die es ihr eintrug. Eigenwillig brüskierte sie den Bankier, versäumte das Souper und fuhr erst gegen zwölf zu ihm, nur um das Lied zu singen und zu verschwinden.

Der Hausherr kam ihr verstört entgegen. Vor wenigen Minuten hatte ihr bestellter Begleiter ein Champagnerglas in der Hand zerdrückt und sich die Finger zerschnitten. Aber es sei ein junger Herr da, ein Deutscher, Volontär in seinem Hause, ein vorzüglicher Pianist; ob sie ihm die Begleitung anvertrauen wolle.

Sie zuckte die schönen Schultern. Sie war kaum dekolletiert, ganz ohne Schmuck, sie hatte sich gerade nur angezogen, um unter Menschen erscheinen zu können. Sie litt, weil ihr eine Stunde, von Moriz Berg zu träumen, gestohlen war.

Sie ging rasch zum Flügel, diskretes Applaudieren der hundert Gäste empfing sie. Aus dem Schwarm löste sich ein großer schlanker Herr. Sie sah ihn nicht an. Er saß hinter dem Notenblatt.

"Meinen Ton", murmelte sie.

Er gab ihn leise an. Sie war es, die einzusetzen hatte, erst nach einem Takt fiel das Klavier ein.

Sie begann, gleichgültig und abwesend. Beim dritten Takt wandte sie sich langsam um. Am Flügel saß Moritz Berg ...

"Als ich gesungen hatte," sagte Lydia Berg, "wußte ich, daß wir füreinander geboren waren. Ich sah ihn an. *Weiter*, rief ich. *Mehr Noten her!* Man brachte Noten. Ich sang Carmens Arien. Ich sang Verdi. Ich sang ununterbrochen eine Stunde. Niemand störte mich. Keiner rührte sich. Vielleicht ahnten alle, daß da etwas Wunderbares vor sich ging."

Zu Ende, ging sie lächelnd durch die Menschenmenge. Sie drückte Hände und ließ sich von einer schönen Matrone umarmen. Der

Hausherr, die Hausfrau begleiteten sie. Sie sagte: "Bitte, schicken Sie mir den Herrn, der begleitete. Ich vergaß zu danken."

Moritz Berg kam, bleich und hart.

"Ich danke Ihnen. Auch für die Rosen und den Brief. Ich werde Sie morgen den ganzen Tag erwarten."

Und er kam erst am Abend ...

Sie war entkräftet und hilflos. Sie konnte sich nicht aufrichten, sie lächelte nur. Wie eine Sterbende, die den verheißenen Himmel sieht.

"Komm", flüsterte sie. Als er vor ihr kniete, sagte sie wie ein Kind: "Ein Mann, ein Mann ..."

Er stammelte: "Ich kenne noch keine Frau ..."

Und sie hauchte: "Ich habe auf dich gewartet."

Aber er wollte nicht ihr Geliebter werden.

"Was denn?" sagte sie wehrlos. "Ja, was willst du?"

"Sei meine Frau."

Sie stieß einen Schrei aus, der ihm schöner dünkte als ihr schönster Ton.

"Das willst du?" stammelte sie demütig. "Deine Frau?" Als hätte er ihr ein Geschenk gemacht, dessen sie unwert war.

Moritz Berg war sechszwanzig. Aber er hatte eine alte Mutter die keine Christin als Tochter anerkannte. Lydia fuhr zu ihr in die kleine Stadt. Sie ließ sich nicht von ihr erbitten. Lydia wollte übertreten. Sie lernte bei einem Rabbiner Hebräisch, ließ sich in den Gebräuchen unterweisen. Aber sie hatte eine Bedingung gestellt, als einmal die Rede darauf kam: Sie wollte ein ganzes Jahr bei Moritz Berg leben, aber dann zur Bühne zurückkehren.

"Wie du willst", sagte er. "Wir lieben uns. Wir bedürfen nicht desselben Daches. Ich liebe dich überall."

Vielleicht war sie ein wenig gekränkt, daß ihm selbstverständlich schien, was sie zaghaft vorgeschlagen hatte. Sie hätte sich zu allem verpflichtet, vielleicht fehlte von nun an ihrer Liebe immer das Opfer, das zu bringen er ihr erlassen hatte. Sie ahnte nicht, daß er ihr das

bitterste Opfer brachte. Und darum war seine Liebe auch die größte, die unzerbrechliche, die leidende, die wehrlose ...

Sie bereiteten die Hochzeit in London vor, wo Moritz Berg arbeitete, ehe er das väterliche Bankhaus in der Heimat übernahm. Sie wollten noch ein Jahr in London bleiben, dann würde er nach Hause gehen und sie ein Engagement in Deutschland nehmen. Sie sollte auch in den nächsten achtzehn Jahren Deutschland nie mehr für lange verlassen, um ihm nahe zu sein.

Da starb Nanny Berg. Sie erlaubte nicht, daß man Moritz, das einzige Kind, heimrief. Sie hinterließ ihm das eifersüchtige Wort: *Er wird von der Person keine Broche haben.* Das war wie ein Fluch. Man überbrachte ihn dem Sohn mit Genugtuung, als er mit seiner jungen Frau eintraf.

Sie blieb länger als ein Jahr bei ihm, denn im vierten Monat der Ehe kam sie in Erwartung. Sie schenkte dem geliebten Mann gleich zwei Kinder. Das war fast, als wollte sie sich für die Zukunft vom Gebären freikaufen. Und dann blieb sie noch ein zweites Jahr. Das Glück war ohne Schatten und die Prophetie der Mutter eitel. Aber dann, dennoch, kehrte Lydia – und sie legte ihren berühmten Namen ab und nannte sich stolz Lydia Berg – zur Bühne zurück. Sie sang drei Jahre in Wien, vier in Berlin, zwei Jahre gastierte sie von Petersburg bis London, von Rom bis Stockholm, von Brüssel bis Bukarest, dann ging sie an die Münchener Hofoper. Auf ihrem Abschiedsrepertoire fehlte Wagner, obschon man sie zur Brunhilde, zur Isolde, zur Kundry geboren nannte. Sie schüttelte den Kopf. Über ihren Willen ging keiner.

Jeden Monat einmal traf sie sich mit ihrem Mann, oder er kam zu ihr. Er blieb einen Tag oder acht. Und am Geburtstag der Kinder und an dem seinen, wo sie auch gerade sein mochte, kam sie zu ihren Geliebten. Nie war die Zärtlichkeit dieser vier Menschen auch nur von einem Wort getrübt.

Lydia Berg lebte in der großen Welt. Sie war verheiratet, ihr Lebenswandel einwandfrei, so konnten selbst die Damen der Gesellschaft bei ihr verkehren. Man betrat das makelloseste Haus. Aber wenn der Mann oder die Kinder da waren, ging Lydia Berg

nicht aus und empfing nur Einzelne. Am liebsten hätte sie auch im Theater abgesagt, aber die Geliebten wollten sie ja sehen. Leichter denn je sang sie, wenn Esther und David in der Loge des Intendanten saßen oder sie wie damals in Mailand, im Riesenhaus der *Scala*, das blasse Gesicht des geliebten Mannes an der Rampe erblickte.

Lydia Berg legte die Hände auf ein großes altmodisches goldenes Medaillon, das sie an schwerer Kette um den Hals trug. Die Kinder wußten, darin lag jener erste italienische Brief des Vaters, gewiß vergilbt und zerfallen. Lydia öffnete die Kapsel nicht mehr, aus Angst, das Papier könnte zerstäuben.

Sie hatten vergessen, daß Alban Bentheim in der Ecke saß und zuhörte. Jetzt stand er auf. Seine Augen sahen aus, als hätte er sie lesend überanstrengt.

Lydia Berg reckte sich. "Schlafft ihr, Kinder?"

Aber beide nahmen ihre Hände und küßten sie.

"Ich begleite Sie, Alban", sagte Lydia. –

Draußen sagte sie hastig, mit ganz anderer Stimme, indem sie schnell, fast unhöflich schnell neben ihm nach der Treppe ging: "Nun? nun? Alles in Ordnung?"

"Ja", sagte Alban, auch schnell, als wollte er Peinliches los sein. "Ich habe es auf Ihr Konto eingezahlt. Sie können es sofort abheben."

Lydia atmete laut auf. Sie stützte sich auf das Geländer. Unten dämmerte das Vestibül mit dem Klingerschen Frauentorso in der Mitte.⁵ Von den Balustraden hingen die schönen japanischen Seidendecken, deren Goldstickereien wie dick gegossen glänzten.

"Ich brauchte ja nur", sagte Lydia, "etwas davon zu verkaufen. Aber ich kann nicht, Alban, ich kann mich nicht entschließen. Ich habe so einen Besitzhunger. O," sagte sie mit entsetzten Augen, "Alban, wie schrecklich sind Schulden! Aber Sie sind gut. Sie sind der einzige, dem ich das beichte, und von dem ich Hilfe annehme. Ein unangenehmer Freundschaftsbeweis, nicht?" sagte sie lachend.

⁵ Hier spielt der autor möglicherweise an auf die porträtbüste der *Elsa Asenijeff* (um 1900), die sich heute, aus einer privaten schenkung, in der Neuen Pinakothek München befindet.

Sie sahen unten einen Diener durch das Vestibül gehen. Es hatte geläutet.

"Awdotja!" rief Lydia, "du bist es, Herzchen? Komm nur herauf, setz dich, wo du willst. Ich muß nur schnell an die Bank schreiben. – Gute Nacht, Alban. Glückliche Reise. Seien Sie nicht böse."

"Dankbar, gnädige Frau. Ich vergesse nie: als ich sechs Jahre alt war, durfte ich auf Ihrem Schoß sitzen."

Sie lachte. "Wenn Sie wieder einmal weinten, dürfen Sie's noch heute, wenn es Sie trösten würde. Grüßen Sie mir das Städtl."

Auf dem nächsten Treppenabsatz begegnete er der Fürstin Malakoff. Er blieb stehen, an die Wand gedrückt, und tief gebeugt ließ er sie passieren. Aber sie blieb stehen und sagte mit ernstem Gesicht: "Also auch in München trifft man sich, Herr Bentheim ..."

Er rührte sich nicht.

"Sie dürfen mich anschauen, Herr Bentheim. Ich komme vom Diner mit unserem Gesandten und bin in Toilette."

Sie war in fraisefarbenem Samt mit alten gelben Spitzen. Ein Kragen im Stile der Katharina Medici war ein köstlicher Hintergrund für ihren Kopf. Sie war hoch frisiert, mit Perlen in den Zöpfen. Sie war schöner geworden. Ein wenig schwer, aber Weiblichkeit ausstrahlend wie eine Blume Duft.

Sie sah mit kalter Neugier in Albans Gesicht. Sie rührte sich nicht, als sie sah, wie seine weißen blutleeren Hände sich langsam erhoben. Sein ganzes Blut schien sich in seinem Herzen zu sammeln. Sie rührte sich nicht. Sie wußte, er würde nie wagen, sie zu berühren.

Sie sagte hart: "Wen lieben Sie, Alban Bentheim?"

Er stammelte etwas.

"O nein," sagte sie, "nicht mich. Mich will man bloß küssen. Hände weg."

Sie fielen an ihm nieder wie abgeschlagen.

Sie entfaltete einen Spitzenfächer und bewegte ihn. Ihr Duft trieb wie eine schwere Welle zu dem jungen Mann hin. Die Fürstin lachte: "Er kommt von der schönsten Frau und kann an mir nicht vorbei. – Gehen Sie."

Er ging gebückt, wie ein geprügelter Hund. Sie sah ihm nicht nach. Es war, als hätte sie eine Szene gespielt, einen Auftritt geprobt. Mit einem Statisten. Als wollte sie sich für einen großen Partner einspielen.

Ihre rote Schleppe, mit weißen Rüschen gefüttert, wand sich langsam hinter ihr die blau belegte schwarze Treppe hinauf. Sie lächelte und hatte ein offenes frohes Gesicht.

ζ

Lydia schrieb noch. "Ich bezahle Schulden", sagte sie heiter. "Ist das nicht wundervoll?"

"Ich weiß nicht", sagte die Malakoff. "Ich kenne das nicht. Aber ich denke mir, das Prickelnde wäre, Schulden zu haben."

"Ach, Awdotja, ich bin ja eine Kleinbürgerin in solchen Dingen, in allen Dingen."

"Ja", sagte die Fürstin. "Wo hast du deine Jungen?"

Lydia knurrte behaglich. "Einen Augenblick –"

Plötzlich fiel der Fürstin etwas ein. Sie rauschte zu Lydia hin, umarmte sie von hinten und flüsterte: "Um Gottes willen, Seelchen, brauchst du etwa Geld?"

Lydia schüttelte sie lachend ab. "Was fällt dir ein. Für sowas nimmt man seine Freunde nicht in Anspruch. Wozu sind die Fremden da?"

"Aber ich bitt dich, Liebling ..."

"Ich brauche ja nichts, mein Engel. – Willst du inzwischen zu den Kindern hinüber?"

Die Fürstin setzte sich auf eine Sieneser Truhe an der Wand und sah in den Corot hinein, der ihr gegenüber hing. Es waren *Les baigneuses*. Der Waldsee im Dämmer der ungeheuren Buchen und darin das schemenhafte Licht der badenden Frauen. Keine Körper, nur eine Lichtquelle.

"Es ist herrlich", sagte die Fürstin.

Lydia wandte sich um. "Ah, der Corot, den hab ich aus Mamas Nachlaß gerettet. Es war ein Geschenk des alten Orléans."

Sie schloß den Brief, blieb aber behaglich sitzen, wandte sich um und legte die Arme auf die Stuhllehne.

Die Fürstin sagte: "Bei dir ruht man immer aus. Man vergißt alles. – Schade, daß du nur einen Mann glücklich machst."

"Ja," sagte Lydia, "ja. Glücklich. Einen. Gibt's mehr?"

Die Fürstin sagte weiter: "Paris, Tokio, Konstantinopel, Rom, Kairo ... Mein Gott, gibt es das wirklich? und ich war da? Und Serjoscha hat einmal gelebt – ?"

Lydia sah sie an. "Und jetzt?" fragte sie. "Jetzt? Reiß die Rache aus deinem Herzen, und du wirst glücklich sein."

Die Fürstin flüsterte: "Muß er nicht sterben? Zwei Pferde, Kutscher, Diener – und er, Serjoscha – er – und der Mörder lebt!"

"Nichts, Awdotja, machst du ungeschehen."

"Aber ich werde ruhig sein. Es ist wie ein Vermächtnis, ein letzter Wille. Wenn man den nicht erfüllt, wird man ruhelos."

"Er hat dir nichts aufgetragen – "

"Nein!" rief die Fürstin. "Aber seine Augen, Lydia, die lebendigen Augen im toten Rumpf. Oh! oh!" Sie drehte sich um und legte das Gesicht an die Wand.

Lydia sagte wieder: "Es ist nicht ungeschehen zu machen."

Die Fürstin, nach einer Weile sich erhebend, die Brüste aus dem Ausschnitt reckend, sagte mit anderer Stimme: "Eins möchte ich wissen: wenn man es könnte, würde man es ungeschehen machen?"

"Awdotja, um Gottes willen, du liebst ihn ja noch heut."

"Ich weiß nicht", sagte die Fürstin und blieb mitten im Zimmer stehen, hatte ein abwesendes Lächeln. "Ich liebte ihn, ja, ich liebte ihn. Und dennoch – es ist vorbei. Zwei Jahre ist er weg, einfach weg – kann man, kann man einen wiederkehrenden Toten noch lieben? – Kennst du die Sage aus Florenz? Auch ich würde meine Tür vor Serjoscha zusperren."

"Nein", sagte Lydia. "Und wenn Moritz Berg mit Moder und Leichengeruch käme ... Ich ließe mich von ihm ins Grab holen."

"Das glaubst du! Aber was wissen wir? Nur das Erlebte, Erfahrene. Ach, Lydia, ich möchte stark sein, ich möchte einen anderen Mann küssen wollen, ich sehne mich, Lydia ..."

Sie trat zu ihr und legte das Gesicht auf die Schultern der Freundin. "Aber ich fürchte mich. Der Mann erschreckt mich. Aus Feigheit bin ich kühn zu ihnen. Aus Angst setze ich sie in Schrecken. Wenn einer käme und mich nähme – ich könnte nicht einmal schreien. Ich verstehe es nicht. Ist es nicht seltsam? Aber ganz junge Männer, da bin ich sicher, die fürchte ich nicht. Einen Buben könnte ich küssen."

Lydia sagte: "Du sagst schreckliche Dinge, Awdotja."

Die Fürstin lachte auf. "Kleine Spießbürgerin! Und das ist Lydia Berg! Nein, wenn dein höchster Augenblick ist, Schulden zu bezahlen! –" Sie reckte sich wieder, und sie gingen zu den Kindern hinüber.

ζ

Jede Nacht kam Esther im Hemd noch einmal zur Mutter und schlüpfte zu ihr ins Bett.

"Wie schön du bist, Mama," sagte sie wie ein Verlieber, "ich werde nie so schöne Schultern haben und solche Arme. Bist du wirklich vierzig, Mama? – Sage," flüsterte sie eifrig, "ist Alban Bentheim nicht eigentlich abscheulich? Er versteckt seine Seele. Findest du nicht? Oder hat er keine?" Sie lachte in sich hinein, sie wollte gar keine Antwort haben. Sie hatte furchtbar viel zu erzählen ...

Man sagte, daß Frau von Saslawski unglücklich in ihrer Ehe ist. "Und er, Abel, er ist wie Platon, denke ich mir. So etwas Griechisches hat er. Und die arme Adele. Sie ist ganz Seele, und sie liebt ihn unsagbar. Ich glaube, er weiß es nicht. Aber kann er sie lieben? O, sie ist so unschön. Ich glaube, nur Frauen können sie lieben. Wie eine alte Jungfer sieht sie aus. Und so still, man hört sie nie. Vielleicht weiß er gar nicht, daß sie bei ihm lebt. Ich habe sie lieb. Ich tanze ihr vor. – Soll ich tanzen, Mama? Den Nachtfaltertanz?"

Und sie glitt aus dem Bett und begann wie ein großer müder Falter zu schweben.

"Aber nein, dazu muß ich in Schwarz sein. Du schläfst doch nicht, Mutter?"

"Aber bald, mein Herzenskind. Komm, gib mir einen Kuß."

"Mama, ich möchte einmal so lieben, wie du Papa liebst."

"Gott helfe dir, Esther, das ist der frommste Wunsch. Sage, ist er immer vergnügt zu Hause?"

Esther zögerte. Wen sollte sie belügen, den Vater, die Mutter? Aber die Mutter war hier und also – sagte sie leise: "Als wir abreisten, sagte Vater, wir sollten dir erzählen, er sei gesund und heiter. Aber, Mama ..."

Lydia setzte sich auf.

"– er ist oft gedrückt, er arbeitet bis in die Nächte, er ißt wenig, – nein, er ist nicht froh."

"Was hat er, was?"

"Wir wissen nicht. Vielleicht ..." Sie sprach schwer: "Vielleicht sehnt er sich nach dir. Ich glaube, wenn man jemanden liebt, ist es wenig, sich nur einmal in vier oder sechs Wochen zu sehen, nicht?"

"Ja, was sagst du da, Kind. Er ist nicht froh, sagst du ..."

"Ich hätte es dir nicht sagen sollen, Mama. Ich betrübe dich und betrüge Papa."

"Nein, nein", sagte Lydia heftig und strich sich mit beiden Händen das Haar aus den Schläfen. "Du mußt es sagen. Aber ihr? Du? Du bist froh, Esther."

"Ja, Mama, ich glaube ..."

Lydia sagte mit mühsamem Lächeln: "Aber du sehnst dich doch nicht?"

Das Mädchen sagte rührend: "Ich bin ja noch nicht achtzehn, Mama."

"Süßes geliebtes Herz", sagte die Mutter. "Ihr liebt mich, und ich lebe nicht bei euch ... Wenn ich ... –" sagte sie langsam. Aber sie sprach nicht weiter.

Esther hatte den Kopf erhoben, wie ein Hund, der den fernen Schritt des Herrn hört ... Nun ließ sie ihn wieder sinken.

"Gute Nacht, Herzensmutter."

"Schlafe, mein Liebling."

"Noch drei Tage, Mama ..."

Allein, sagte Lydia wieder: "Wenn ich ..." Wiederum dachte sie nicht weiter. Aber sie sah das große stille Haus, in dem Moritz Berg allein saß und schrieb und rechnete. Rechnete, um die Schulden der geliebten Frau zu bezahlen?

Ein Schauer überfiel sie ... Sie glitt aus dem Bett, warf einen Morgenrock über und ging lautlos aus dem Zimmer.

David schlief. Nach einer Minute mit geschlossenen Augen unterschied sie die Dinge in seinem Zimmer. Er lag auf der linken Seite im Bett, sein rechter Arm lag auf der Decke. Der Ärmel war hochgerutscht. Es war noch ein Knabenarm, eine reine Kinderhaut, ein rührend schmales Gelenk und dann die feine Hand des Vaters.

Lydia küßte sie. Es war wie ein Gruß an den Geliebten, der weit entfernt im stillen Hause saß.

Und auch sie setzte sich noch einmal an den Schreibtisch und holte Rechnungen hervor. Das große Haus mit der sechsköpfigen Dienerschaft verschlang gerade ihre Gage. Alles andere bezahlte Moritz Berg. Und wo sein Geld nicht reichte ...

Alban Bentheim nahm keinen Schuldschein von ihr. Es war fast wie ein Geschenk. Heut hatte er auf ihr Konto sechzigtausend Mark eingezahlt.

Lydia Berg fürchtete sich vor dem Bett. Da wurden die Gedanken hartnäckig und schwer. Sie nahm einen englischen Roman und begann zu lesen. Es schlug zwölf.

Erst um zehn Uhr erging der Ruf nach der jungen Clotilde. Sie hatte die leichtesten Hände. Wenn sie Lydia Berg die Haare aufsteckte, war es, als rieselten Blumenblätter über den Kopf.

Lydia saß in weißen Batist gehüllt vor dem großen Spiegel im Toilettezimmer. Esther hockte auf einem Schemel und sah zu. David schrieb auf einem Block einen Brief.

"An wen schreibst du?" fragte Lydia.

David sagte vom Fenster her, an dem der Regen niederrann: "An Mario Hadra."

Und er hob den Kopf mit ganz abwesenden Augen und fragte: "Merkst du, Esther, er geht wie in einem Schatten umher. Als stände eine Wolke über ihm, wo er auch ist."

"Ja," sagte Esther, "ja."

"Wir spielen zusammen, Mama", sagte David. "Zweimal in der Woche. Aber Blandine ist unausstehlich."

"Ja", sagte Esther laut.

"Ihr seid eifersüchtig", flüsterte Lydia ihnen zu. "O, Mario, der Große ..."

"Ich werde dir seine Gedichte schicken, Mama", sagte Esther. "Du sollst sie lesen. Ich liebe sie. Hör zu, das erste ist an seine Mutter."

David sagte: "Kannst du alle auswendig – ?"

Sein Gedächtnis war nicht gut, er beneidete die Schwester.

Mit einer feierlichen Kleinmädchenstimme sprach Esther:

"An die Mutter!

*Mutter, nichts hat mich von dir getrennt.
Sehnsucht, die kein Name nennt,
Träumt mich oft zurück in deinen Schoß:
Lebens ledig, Sünden los.*

*Die Geliebten tragen dein Gesicht –
Aber Mutter sind sie nicht.
Denn es fehlt des Leibes Heiligtum:
Deiner Mutterschmerzen Ruhm.*

*Wunderbar als Schranke aufgestellt,
Stehst du zwischen mir und Welt;
Liebe, Glück und Lust – was wünsch ich mir! –
Branden und zerschelln an dir!"*

Sie stockte, sie sah David an. Und David fuhr leise fort, die Schlußzeilen:

*"Mutter, über deinen Ruf hinaus
Kein Gestirn mich lockt, kein Haus.
Wieder unter deines Herzens Schlag
Wollt ich träumen vom entfernten Tag."*

Nach kurzem Schweigen sagte Lydia mit gerührtem Lächeln: "Ja, Kinder, ist das schön? Ich verstehe nur Musik. Aber Gedichte – ich höre eben bei Storm auf."

"Esther," sagte David, "noch eins. Ach, Mutter, sie sind ja wunderschön."

"Ja," sagte Esther, "ja – ?"

"Zehn Uhr", flüsterte David ihr zu, als soufflierte er. "Versonnen ..."
Esther stand auf, ganz ernst. Gott weiß, wo ihr Blick war.

"Zehn Uhr ..."

*Versonnen an diesen Abenden, den süßen,
Wo die Laternen zauberisch uns leuchten
Und alle Mädchen mit den Blicken grüßen
Und Augen, die sich treffen, schnell sich feuchten,*

*Versonnen geh in diesen Abendstunden
Ich durch die Straßen, die im Schlaf verstummen;
Des Tages Ritornell ist hingeschwunden,
Nur noch die Bässe ferner Tramways summen.*

*Und weiße Frauen, die sich selbst verhandeln
Und blasse Herren, aller Freuden satt,
Und schmale Dichter und Gendarmen wandeln
Wie Träume durch den leisen Schlaf der Stadt ..."*

Clotilde hatte ihr Werk beendet und stand hinter dem Stuhl der Mutter, die kleinen leichten Hände mit den festen Manschetten im Schoß gefaltet. Man hörte den Regen fließen und aus der Badestube das leise klingende stete Fallen eines Tropfens ins Marmorbassin.

Die beiden jungen Leute sahen sich an. Ihre Augen strahlten, und sie lächelten. Die Mutter betrachtete sie mit Rührung.

Was entgeht mir! dachte sie. Ich könnte dieses süße reine Leben erwachen sehen – und statt dessen Schminke, Kulisse, arge Kolleginnen ...

Aber sie warf den Gedanken hinter sich. Heute abend sang sie die Leonore im *Fidelio*. Und in der kleinen Loge würden die Geliebten sitzen ...

ζ

58

Zwei Tage später reisten die Geschwister. Die Mutter schlug vor, bis Lindau zu fahren, dann mit dem Schiff nach Konstanz und dort die Schwarzwaldbahn.

Aber David sagte: "Nein Mutter, – von dir fortgehen und eine Vergnügungstour machen?" Er hing an ihr, und Esther saß wie eine Trauernde auf allen Stühlen herum.

Aber David tröstete sich selbst. "Ostern das Abiturium, Mama, dann studier ich hier."

Die Mutter legte den Arm um seinen Hals und wanderte so mit ihm durch alle Zimmer. "Aber Vater darf nicht allein bleiben, mein Kind. Wenn ich – ", begann sie wieder und konnte wieder nicht zu Ende denken. Ihr schwindelte fast. "Nein", sagte sie abwehrend. "Später ... später, wenn ich alt sein werde ..."

Esther sagte klagend aus ihrem Winkel: "Du wirst nie alt sein, Mama. Wir altern, Papa altert ... aber du – !"

In der letzten Stunde spielte David. Er saß, den Kopf gesenkt, mit dem Cello verwachsen. Das schöne schwere blonde Haar fiel ihm

ins Gesicht. Wenn er es erhob, waren seine Augen nachtdunkel. Er spielte die russischen Lieder der Fürstin, und plötzlich begann Lydia, sie zu singen. Sie stand mit Esther, die mit geschlossenen Augen lächelte, mitten im Zimmer und sang russisch. Ihre Stimme hatte den Klang des Cellos, und wenn sie stieg, klang es golden. Sie sang mühelos wie mit zwanzig Jahren. Überall im Haus, wie immer, wenn sie sang, standen alle Dienstboten und lauschten.

"Ja!", sagte die alte Köchin und ihr breites böhmisches Gesicht strahlte. "Ja, die Frau!"

Und der Kutscher saß auf der Treppe, sein Gesicht war schmerzlich verzogen, so lauschte er.

Aber Lydia ging nicht mit zur Bahn. Sie konnte es nicht ertragen, geliebte Menschen abreisen zu sehen.

Sie saß auf ihrem Bett, als unten der Wagen mit den Geschwistern fortrollte. Immer wieder begann sie: "Wenn ich ... Wenn ich ..."

Sie kam nicht weiter. Nein, sie konnte noch nicht. Sie sollte ja die Tosca singen. In zwei Stunden kam der Kapellmeister, mit dem sie studierte. Sie dachte an die Arie im zweiten Akt, aber das Rollen des Wagens übertonte die Musik in ihr.

... Jetzt sahen sich die Kinder um. Und jetzt entschwanden die geliebten Gesichter hinter dem Obelisken ...

Sie warf sich aufs Bett und schluchzte laut.

Die alte Elise schlich sich herein und setzte sich neben sie. Wenn die Frau allein war und unglücklich, kam sie und half. Sie war schon damals in Amerika mitgewesen.

Sie streichelte die Frau und begann leise zu reden. Das neue Kleid war gekommen, das grünseidene mit dem schwarzen Samt. Die Frau sollte es mal anziehen. Und für Nachmittag hatte sich telephonisch die alte Exzellenz Winternitz angemeldet, und sie, Elise, hatte einfach ja gesagt, ohne die Frau zu fragen. Denn da wäre ein bißchen Zerstreung ganz angebracht. Und alle Briefe seit zwei Tagen lägen noch unerledigt. Ein herrliches Bukett war gekommen, ohne Karte, aber es waren weiße Nelken, und das seien ja die Blumen vom Hauptmann von Tschirneck. Heut abend gäbe es grünen Aal und Backhendel. Und die Maruschka schlug schon

Schnee zu ihrer Prager Torte. Ob man nicht Herrn und Frau Flamm bitten sollte, zu kommen. Niemals hörte man die Frau mehr lachen, als wenn diese beiden da wären.

Nun richtete sich Lydia auf.

"Wie sehe ich aus?" sagte sie. "Wüst? verschollen? Wie spät ist es? Dr. Schuckert muß ja bald da sein. Feuer im Kamin in der Musikstube, Elise, schnell! Und Clotilde. Umziehen. Mein Gott, die Frisur. Schnell, schnell!"

Und das ganze Haus war in Aufruhr. Alle Stille der letzten Woche entfloß durch offene Türen und Fenster. Das Telephon läutete, plötzlich kamen Boten mit Paketen, Visitenkarten wurden abgegeben, im Toilettezimmer schwätzte Clotilde, die Serviertreppe herauf klang der Schneesbesen der Köchin und das tiefe Lachen des Kutschers.

Und dann kam der Kapellmeisterr.

Lydia stand schon am Flügel, die Noten in der Hand. Ihr schöner Hals war frei, ein Flaum von Puder lag auf ihrem erregten Gesicht; das nervöse, zärtliche Lächeln Toscas auf den Lippen sang sie wie ein Engel:

*"Nur der Schönheit
Weih't ich mein Leben,
Einzig der Kunst
Und Liebe ergeben."*



Ne intretis

Mit dem Nachtzug kamen sie an. Der erste Herbststurm schnob aus den Schwarzwaldtälern über die Rheinebene hinüber nach den Vogesen. Noch grüne Blätter wirbelten und kreisten und jagten über den leeren Bahnplatz. Die Gasflammen zuckten wild, die Gläser klirrten. So wenig Menschen waren unterwegs.

Sie wollten den Vater überraschen, ließen alles Gepäck auf der Station und gingen in die Stadt hinein. Sie liebten den Wind. Arm in Arm, den Kopf vorgebeugt, eilten sie und atmeten laut.

Ihr Haus war dunkel bis auf Vaters Fenster. David hatte den Schlüssel bei sich. Als sie vorsichtig die Tür der Arbeitsstube öffneten, saß Moritz Berg am Schreibtisch, den Kopf auf die hingeleigten Arme gesunken, und schlief. Aufgeschlagene Rechnungsbücher um sich, Kassetten und Papiere.

Es war still im Haus, als sei niemand da. Sie waren keinem begegnet, den Mädchen nicht, dem Diener nicht.

"Leise," sagte Esther, "nicht wecken." Sie zog David hinaus.

Da richtete sich der Vater auf, mit blanken Augen, als hätte er nicht geschlafen oder wäre noch im Traum. Ohne Laut breitete er den Kindern die Arme hin. Sie schmiegteten sich beide an ihn, und er atmete tief, als brächten sie ihm noch den Duft der geliebten Frau mit heim.

Und dann begann Esther zu erzählen. Aber mitten drin: "Papa, Josef muß zur Bahn, das Gepäck holen. Wir ließen es draußen."

"Josef – ", sagte Herr Berg verlegen, "Ja, Josef, er ist nicht da. Er ist seit gestern fort."

"Urlaub, Papa?"

"Nein, Kinder," sagte der Vater, "entlassen. Ja," fuhr er hastig fort, "ich fand, wir können ihn entbehren. Zwei Mädchen sind doch genug für uns. Seid mir nicht böse. Ich hätte so gern unsere Ausgaben ein wenig eingeschränkt. Das Leben wird immer teurer. Ich will euch doch einmal eine Kleinigkeit hinterlassen, euch und Mama. – Seid mir nicht böse."

"Böse?" sagte David, "Vater!" Er streichelte ihm das Haar. "Wirst du grau, Vater? In den acht Tagen, wo wir fort waren?"

Und Esther sagte: "Wir haben es auch immer zu gut, Papa."

Sie liefen dann wieder beide zur Station und kamen mit einem Träger zurück. Sie sprachen nichts auf dem langen Weg, aber sie hielten sich an der Hand.

Daheim war der Vater schon im Schlafzimmer, es war seit der Hochzeit unverändert, obschon die Frau nur zwei Jahre darin gelebt hatte. Die beiden Betten standen nebeneinander, es sah unheimlich aus, daß eines immer bedeckt blieb.

Moritz Berg trat heraus, die Kinder zu küssen. David wollte sein Cello in den Saal tragen. Dieser lange schmale Raum mit den alten goldnen Möbeln war ihm der liebste im Haus. Die unkenntlich gewordenen Riesenbilder an den Wänden in goldenen Rahmen konnten ihn wie Träume berauschen. Aber die Tür war verschlossen.

Und wieder sagte Moritz Berg verlegen, stockend: "Ja, ich habe ihn abgesperrt und das große Speisezimmer auch und den gelben Salon. Das gibt weniger Arbeit. Wir können es doch entbehren, nicht?" Und wieder fragte er leise: "Seid ihr mir böse?"

Esther und David standen oben im zweiten Stock vor ihren Türen.

"Was ist das?" flüsterte Esther. "David ..."

Er flüsterte zurück: "Ich weiß nicht. Frag nicht. Die Mutter müßte hier sein ..."

"Ja," sagte Esther, "ja." Nach einem Schweigen fügte sie wild hinzu: "Aber ich verstehe sie. Nie, David, nie dürften wir sie verlangen und behalten. Sie ist wie ein Vogel. Sie hat Flügel. Gibt es etwas Schöneres?"

David sagte langsam: "Aber aus Liebe ..."

"Ja," rief Esther heftig, "alles kann man aus Liebe tun. Aber aus Liebe nimmt man auch nichts an."

David sah in die Unendlichkeit. "Vater liebt sie mehr ..."

"Es gibt kein Mehr im Lieben", sagte Esther. "Jeder liebt, wie er beschaffen ist."

Sie schwiegen wieder. Sie blieben aber noch beieinander stehen, als fürchteten sie, in ihren Stuben allein zu sein.

"Glaubst du, Esther, daß es schlecht um Vater steht?"

"Ich glaube, daß Mama zu viel verbraucht ..."

Darauf hielten sie beide den Atem an. Endlich, zu gleicher Zeit, sagten sie mit rauhen, gleichsam gequollenen Stimmen sich gute Nacht, ihre Türen klappten.

Esther lag schon im Bett, als ihre Tür sich wieder öffnete.

"Esther?" flüsterte David.

"Ja," sagte Esther, "ja, komm nur, ich schlafe nicht. – Siehst du?"

Er ging sicher durch das Zimmer, denn das Fenster war unverhüllt, stiller Nachtschein lag wie eine Traumatmosphäre über allen Dingen. Um die ganze Stube lief ein Band weißgerahmter Bilder, Ansichten aus Italien, Griechenland, Spanien und Türkei, lauter Ungesehenes, der Zauber der Welt, von dem Esther oft träumte.

David setzte sich auf ihr Bett. Er war noch völlig angezogen. "Gestern," sagte er, "gestern waren wir so froh. Ich dachte, wie ich in München studieren werde, ich sah schon meinen Tunnel durch den Olymp und die Brücke über die Dardanellen. Ein einziger Bogen sollte es sein, Esther, ein einziger wunderbarer Schwung aus gleißendem Stahl und Eisen, von Europa nach Asien ... Siehst du ihn, Esther? Unter dem türkischen Himmel über dem Meer Homers ..."

Er atmete tief. "Und jetzt ist alles sorgenvoll. Meine Gedanken sind wie mit Asche zugeschüttet."

Esther schwieg, er hörte sie nicht einmal atmen. In zwei schweren langen Zöpfen lag ihr Haar neben ihren schmalen Mädchenarmen auf der weißen Decke. Die Zöpfe waren nicht schmaler. Plötzlich flüsterte sie: "Fürchtest du dich, David ..."

"Ja," sagte er wie ein Hauch, "ja – " Und er fügte lauter hinzu: "Aber nicht um mich. Nicht um mich. Nicht um Mama."

"Um Vater, David?"

"Ja," sagte er, "Vater ..."

Dann ging er. Er küßte die Schwester, die sich nicht rührte.

"Schlaf, David, hörst du, schlaf."

Er stellte sich an sein Fenster. Über spitze Dächer und Baumwipfel erhob sich der Schloßberg, finsterner als die Nacht, die von Brausen erfüllt war. Die dunklen Massen da draußen wogten wie zähes Meer. Unheimliche Unruhe war über der Erde.

Dort waren die Bäume des Hadraschen Gartens ...

Ein leiser Ton ging durch die Stube. Er kam aus dem Cello, das am Bücherkasten lehnte. David ging hin, schälte das Instrument aus seiner Hülle und legte es auf das Bett. Dann kniete er und legte sein Gesicht darauf. Er lauschte. Er hörte eine unendliche Musik. War sie im Cello, in seinem Blut?

Und ohne daß er es wollte, gingen alle Gedanken und Wünsche, die ihn jetzt erfüllten, das ganze sterngefüllte Chaos seiner Jugend unter in Marios so hoffnungsvollen wie trostlosen Worten, die er plötzlich hörte: *Wir werden älter werden ...*

Und dann? – Frieden? – Oder bloß Leere? ... David lächelte, die Wange auf dem roten Holz, die Stirn in die Saiten pressend. Er hörte unendliche Musik. War sie nicht in seinem Herzen?

65

ζ

Kurz vor Weihnachten gab Moritz Berg die einzige Gesellschaft jedes Winters, um seine Verpflichtungen der Revanche zu erfüllen.

Der ganze erste Stock war den Gästen geöffnet, der Saal mit den goldenen Möbeln, das große Speisezimmer, der gelbe und der rosa Salon, das Herrenzimmer, das lichtblaue Musikzimmer.

Von der Haustür bis hinauf standen Topfgewächse. Blasse und feurige Teppiche waren aufgerollt. Im breiten Korridor des ersten Stocks, am Hoffenster, hinter einer Lorbeerwand, saßen vier Musikanten und geigten leise mit kurzen Pausen.

Als erster kam der alte Bentheim. Seine eigenen beiden Diener, die er für diesen Tag dem befreundeten Hause Berg geliehen hatte,

trugen ihn keuchend die breite Treppe hinauf und setzten ihn oben in seinen Fahrstuhl. Seine Sprache ging noch immer etwas schwer. Moritz Berg, seine Kinder neben sich, stand oben an der Treppe und empfing die Gäste, die unten ablegten. Der Vorraum des Bankgeschäfts war Garderobe, wo zwei alte freundliche Frauen walteten. Es gab viel Licht und Blumen. Das war guter alter Reichtum, der sich schlicht zeigte.

Bunt wie ein Tulpenbeet standen Esthers Freundinnen zusammen und waren in Bewegung wie ein Bienenschwarm. Ulrike Geschwind, die Augen wie immer niedergeschlagen – sie wußte das Geheimnis ihrer Augen, die alles gesehen hatten, zu hüten – Ulrike sagte neidlos: "Esther ist das schönste Mädchen im Land. Sie trägt ihren Mull wie andere Brokat."

Aber Judith Borinski sagte: "Nun, Mull bleibt es." Sie strich über ihre Hüften, die silberdurchwirkte Seide fest umspannte.

Olivia Daum, die immer die Blicke ihrer Mutter, der verwitweten Exzellenz, auf ihrem Rücken fühlte, den sie nicht gerade genug trug, sagte: "Findet ihr nicht Mario Hadra verändert? Seit er zur Medizin übergang, kennt er wohl nichts mehr als arbeiten."

"Und Blandine," sagte Judith, "wo der alte Hadra im Irrenhaus starb, brauchte endlich weniger hochmütig zu sein."

Blandine saß wie stets bei den alten Damen. Die Exzellenz Daum hatte ihr Vergnügen daran, wie gut sich dieses junge Mädchen hielt. Wie ein Soldat. Sie beugte sich zu ihr hin und sagte geheimnisvoll: "Liebes Fräulein Hadra, wo lassen Sie, ich bin eine neugierige alte Frau, Ihre Korsetts arbeiten? In Frankfurt?"

Und sie beschloß, koste es auch mehr als es durfte, mit Olivia hinüberzufahren. Mit diesem hohen Rücken konnte Olivia zu keiner Partie kommen.

Im jüdischen Hause Berg verkehrte dennoch die Gesellschaft der Stadt. Es war einwandfrei. Der Ruhm der fernen Lydia Berg, deren bürgerliche Tugend durch die Presse aller Länder ging, wob eine Aureole um das Bankiershaus. Nur, daß die Offiziere in Zivil kamen ... Hauptmann Ambach trug seinen alten zweifelhaften Frack mit Samtkragen. Düsterer als sonst brannten seine tiefliegenden Augen.

Die Kinder hatten Keuchhusten, er hatte zu Hause bleiben wollen. Aber Ellen hatte Doktor Taschner angerufen. Und Dr. Taschner – der Hauptmann hatte den zweiten Hörer am Ohr – hatte gerufen: "Gehen Sie nur. Auf Wiedersehen dort!" Darauf war Ellen ohne Wort an den Schrank getreten und hatte das gelbe Seidenkleid aus der GazeHülle geschält.

Ellen Ambach war zu tief dekolletiert, fand Aurelie Unwirsch, die ihren Busen nicht zeigen konnte. Aber es lag daran, daß Ellen im letzten Jahr merkwürdig abgefallen war. Nun, die Kinder erzogen sich schwer.

"Wissen Sie," raunzte Aurelie, die immer nur halblaut sprach, Adele von Saslawski zu, "der Dr. Taschner kommt nicht aus ihrem Haus. Nun, man sieht und schweigt. Wer wird sich der undankbaren Aufgabe unterziehen und dem Manne die Augen öffnen."

"Da ist aber nichts zu sehen", sagte Adele schärfer, als man von ihr erwarten konnte. Sie ging quer durch das Zimmer zu Frau Hauptmann Ambach hinüber, der das schöne schwere Seidenkleid von den magerern Schultern glitt.

"Meine Liebe," sagte Adele, "meine Liebe, geht es den Kindern besser? Gott sei Dank ist Dr. Taschner ein tüchtigerr Arzt."

"Ja", sagte Ellen Ambach leise und spielte mit der goldenen Kette, die in ihren Ausschnitt hinabhing. Doktor Taschner stand nicht weit von ihr, aber sie wandte ihm den Rücken zu. Sie hatten sich heute abend noch nicht begrüßt.

Er sprach, über den Stuhl des alten Bentheim gelehnt, den Esther an den Kamin geschoben hatte. Der Alte sah ihr nach. Er knurrte: "Benimmt sie sich nicht, als wäre sie schon meine Schwiegermutter, Doktor? Aber warte nur, Schätzchen, Freundschaft ist keine Schwägerschaft. Reizend ist sie, scharmant, eine Schönheit wird das geben, Doktor – aber halt! Das Bentheimsche Blut bleibt mir rein. Ich liebe die Juden, aber nicht in der Familie."

Dr. Taschner lachte. "Das Bergsche Blut ist gesund, Herr Direktor." Er konnte den Blick nicht von Ellens Rücken trennen. Ihr geneigter Nacken, aus dem das braune Haar straff und streng, lieblos gegen sich selbst, gestrichen war, rührte ihn unsäglich. Eine Frau mit so

hilflos schmale Nacken war im Tiefsten unerlöstes Mädchen geblieben.

"Und glauben Sie," sprach der alte Bentheim immer wieder, "daß dieses Haus so konsolidiert ist, wie es heut abend den Anschein hat? Ich will nichts gesagt haben, aber diese Frau Berg da am Theater ..."

Da kam die Exzellenz Daum zu ihm hinübergerauscht in dem gefärbten Schwarzseidenen, seit fünfzehn Jahren die stille Verzweiflung aller Schneiderinnen, weil es jedes Jahr der Mode entsprechen sollte, und sagte, mit allen dreißig funkelnden Zähnen lächelnd – sie hatte für Olivias neues Kleid den goldenen Gaumen mit Kautschuk vertauschen müssen – : "Warum schicken Sie Ihren Jungen, lieber Direktor, so selten zu uns? Dieser ganz prächtige Mensch mit den Allüren seines Husarenregiments ..."

Der alte Bentheim grinste ihr so unverhohlen ins Gesicht, daß sie erschrocken verstummte.

Da ging die Fürstin Malakoff, in weißer Seide, mit Perlen, mit nackten Armen, ohne Fächer und Blumen, mitten durch das Zimmer zu Nikolaj Ungemach, der mit Anselm Wermut, Mario Hadra, Alban Bentheim und Leutnant Alexander Kraft zusammengestanden hatte, und sagte zu ihm, als stände er allein da: "Nun, Nikolaj Iwanowitsch, was singt Ihnen mein Samowar für Lieder oder Schlachtgesänge? Oder sind es Liebesarien oder Revolutionskuplets?"

"Er schweigt, Fürstin", sagte Nikolaj Ungemach. "Er schweigt ungebraucht und vergessen."

Ihr Gesicht behielt das schöne, stille Lächeln; die Augen den schimmernden heiteren Glanz. "Das nächste Mal hoffe ich Sie verständnisvoller erfreuen zu können, Väterchen", sagte sie.

Sie reichte den anderen die Hand. Leutnant Kraft meldete wie einem Vorgesetzten seinen Namen, verbeugte sich und schlug die Hacken zusammen, daß man unsichtbare Sporen klirren zu hören meinte. Er ließ sein Monokel fallen, und die Fürstin sah mit lächelnder Andacht auf die exakte Tadellosigkeit seines Nackenscheitels. Dann gab sie ihm die Hand zum Kuß, zog sie zurück, da er zu lange auf

den kühlen Fingern verweilte, und Leutnant Kraft tauchte auf mit einem roten nassen Kopf wie aus einem Dampfbad.

"Himmelkreuzdonnerwetter – " Er prustete und stöhnte. Es hatte ihn ganz übernommen.

Aber die Fürstin ging mit Mario weiter. Alban Bentheim folgte ihnen wie einer Wildspur auf der Jagd, blind und taub gegen alles ringsum.

"Ich liebe diese Stadt", sagte Awdotja Malakoff. "Es ist, als hätten die Waldtäler sie ausgespien, so liegt sie da, aus den Bergen quellend. Und das rote Münster im Schnee. Ich gehe nur durch die Vorhalle und habe schon eine steinerne Predigt gehört. Kennen Sie, Herr Hadra, die Figur des Weltmenschen, links?"

"Der Jüngling mit dem heiteren Gesicht, Blüten im Haar, und in seinem Rücken unreines Getier, Schlangen, Kröten, die sich in sein Fleisch verbeißen?"

"Er gleicht Ihnen von fern."

Mario Hadra erblaßte bis in die Lippen.

Die Fürstin fuhr fort: "Ich nenne ihn im stillen immer den *ahnungslosen Kranken*. Er weiß nicht, daß ihm die Seuche im Blut sitzt, er ist mir das schreckliche Symbol des Aussätzigen unserer Zeit. Wir haben ja auch unsere Seuche, nicht wahr, junger Mediziner?"

"Der ahnungslose Kranke ...", wiederholte Mario tonlos. "Aber vielleicht weiß er es?"

"Nein," sagte die Fürstin rasch, mit blitzendem Auge, "dann wäre er gemein. Denn bietet er nicht die Rose, also seine Liebe, der Frau zu seiner Linken an?"

Mario erwiderte leise: "Aber dann kommt die dritte Figur, der Engel mit dem Spruch: *Ne intretis*."

"Was heißt das?"

Mario sagte: "Matthäus 26, 41: *Vigilate et orate, ne intretis in tentationem. Wachtet und betet, auf daß ihr nicht fallet in Versuchung.*"

"Also sprach der Engel?"

"Und dann", sagte Mario, "möchte ich deuten: dieser Engel ist das gute Gewissen des Kranken, er wird seine Rose fallenlassen und den Fuß darauf setzen."

Die Fürstin sagte, und sie ließ sich auf das Sofa des leeren rosa Zimmers nieder: "Wie ernst Sie sind, Mario Hadra. Mit einundzwanzig Jahren sollte man noch gewissenlos sein."

Er sagte schnell und mit heller Stimme: "Sprach ich von mir?"

Die Fürstin lächelte nicht mehr. Nach einem Schweigen sagte sie: "Ich kann Freundin sein, Mario Hadra. Wer mich nicht begehrt, kann mir vertrauen. Und wen ich wertschätze, möchte ich zum Freunde haben. Mario Hadra, Sie haben etwas an sich, als schöben Sie gleichsam alle Frauen von sich ab. Und alle anderen Männer," ihr Mund krümmte sich, "alle anderen werfen gleichsam unsichtbare Enterhaken nach uns aus."

Da sah sie, daß Alban Bentheim an der Tür stand und mit starrem Lächeln fortsah. Mario entlassend, rief sie ihn heran und sagte: "Nun, Lieber, Sie haben sich getröstet? Aber es ist kränkend für mich. Was ist diese Aurelie Unwirsch für eine Frau! Ihr armer kleiner Mann! So einen Hilflosen hintergeht man doch nicht."

"Wer weiß etwas?" fragte Alban heiser.

"Vielleicht niemand." Die Fürstin lachte übermütig. "Aber ich sah den Blick, den sie mit Ihnen tauschte. Es war genug für mich."

Er sagte schneidend, beleidigend: "Ja, Fürstin, ich glaube, daß Sie solche Blicke kennen müssen."

"Kavalier bleiben, Bentheim", sagte sie vergnügt. "Sie verraten sich." Plötzlich stand sie auf, stand hart vor ihm, und Gesicht an Gesicht sagte sie mit hoher Stimme: "Was glauben Sie! Bin ich eine, der man winken kann? Weil ich Herrn Bentheim heiß mache, muß ich sein Feuer stillen? Deutscher Flegel!"

Und sie lächelte Moritz Berg zu, der kam, sie zu Tisch zu führen.

Blasse Rosen, gelbe und zarte rote lagen auf der Doppeltafel des Speisesaals. Das alte Familiensilber funkelte, das schwere Kristall blitzte. Das Porzellan war englisch.

Alban Bentheim schob den Stuhl seines Vaters an den Tisch. Der Alte knurrte, mit einem Blick die reiche Tafel überschauend: "Unser Geld, Alban."

Und Alban, sich hinabbeugend, noch weiß vor Wut wie ein Geschlagener, sagte: "Warum gibst du es?"

Da sagte der Vater erstaunt: "Moritz ist mein Freund. Ich habe bloß den einen. Und ich geb ihm noch mehr, wenn du mir nur diese Schwiegertochter ersparst."

Der Stuhl hielt mit hartem Ruck. Exzellenz Daum, die Dame des alten Bentheim, lächelte Alban an und flötete: "Olivia keinen Wein, mein Bester. Bitte, seien Sie umso fleißiger."

Denn sie hatte Olivia neben Alban anzubringen gewußt und dachte, ist er erst berauscht, so sieht er ihren hohen Rücken nicht.

Man konnte ungestört essen, im Hause Berg wurden keine Tischreden gehalten. So gab es keine kalten Gänge und zerstreuten Herren.

Esther saß zwischen Mario und Alban. Holdestes Lächeln lag unverrückt über ihr. Sie dachte an ihre Mutter und hatte ihre Bewegungen und den Tonfall ihrer Stimme. Moritz Berg sah von oben her gerührt zu ihr hinunter.

"Essen Sie, Mario," sagte sie, "essen Sie. Wollen Sie wirklich vor dem Ball gehen? Aber wir wollen erst spät tanzen."

Blandine saß nicht weit von ihnen neben Anselm Wermut. Sie war gekränkt, daß man ihr nicht den jungen Bentheim gegeben hatte, und sprach über die Tafel mit Adele von Saslawski, deren Gesicht maskenhaff freundlich war. Neben Adele saß Julian Klotz, der Cellist, Davids Lehrer. Die beiden Trauringe an seiner Linken glänzten neu. Seine Frau, zehn Jahre älter als er – sie hatte seine Ausbildung bezahlt, und er heiratete sie schließlich, als er dreißig war –, war nach achtjähriger Ehe vor einem Jahr gestorben.

"Ja," sagte Blandine Hadra, "ich gehe am ersten Januar nach Bern, in eine Kochschule. Ich bin nicht für Musik und Malen und Studieren. Die Frau soll doch erst Frau sein, Hausfrau, für die Grundlage des Lebens sorgen, erst dann für seinen Schmuck."

Adele wandte sich zu Julian Klotz. "Macht David Berg Ihnen Freude?" fragte sie. "Ich meine, selten ein so musikalisches Gesicht gesehen zu haben. Wenn er spielt, denke ich an die Engel des Melozzo da Forli."

"Ja," sagte Herr Klotz, "aber ich weiß, Musik entfernt von der Realität. Wer so viel Musik in sich hat, geht unsicher."

"Oder", sagte Adele, "ganz sicher, wie Esther, die noch schwebend sicherer auf Erden ist als andere."

"Glauben Sie?" sagte Julian Klotz und sah zu dem leuchtenden Mädchen hinüber. "Und ich hielt diese beiden Kinder für so fremd im Leben. Aber Ihre Augen urteilen besser. Weil es Ihr Herz ist, das urteilt."

"Mein Herz," sagte Adele, "mein Herz – "

Als Julian schnell den Blick zu ihr erhob, schien scheueste Demut auf seinen Lidern zu liegen.

Abel von Saslawski saß neben David. Sein weißes klares Gesicht unter dem ergrauenden Haar hatte die Schönheit Platonischer Ideen gestreift. Immer schien er einem höheren Leben zu lauschen. David sagte leise: "Ich möchte auf Ihren Gedanken reiten können. Wo sind Sie jetzt? In Cäsars Rom?"

"Nein, bei dir, kleiner Phaidros."

"Wenn ich den Älteren von unseren Griechisch-Stunden in der Prima erzähle, lachen sie mitleidig. Griechisch, sagen sie, müßte man bei Ihnen lernen. Ihr lernt jetzt eine tote Sprache, sagen sie; wir schauten das blühende Griechenland."

Herr von Saslawski sagte: "Komm zu mir, David, wir wollen Griechisch treiben."

"Ich darf?" sagte der Junge stockend.

"Wir wollen Plato lesen," sagte Abel, "und du bringst immer dein Cello mit."

Einmal," sagte David, und es klang, als läge seine Jugend schon in grauer Ferne, "einmal wünschte ich mir Alkibiades zu sein."

"Und Sokrates – ?" fragte der Ältere.

"Nun, Sie", sagte David heiter. "Aber jetzt", seine Augen wurden nachtdunkel, und ohne es zu wissen, strich er sein schweres Haar

straff und fest aus der Stirn zurück, "jetzt will ich Brücken bauen für elektrische Züge."

"Brücken", sagte Abel leise, "über Ströme, von Ufer zu Ufer ..."

"Über Meere!" rief David Berg.

Abel sagte: "Es gibt nur einen Brückenbau, der lohnt: von Mensch zu Mensch."

David sah ihn an.

"Aber", sagte Abel von Saslawski, "das ist der schwerste, der unsicherste, oft schon zu schwach für den ersten Schritt, oft ist ein Abgrund zu überspannen, in dessen Tiefe hinab keine Pfeiler reichen."

Er hob den roten Wein. "Aber jetzt lesen wir Platon!" Ihre Gläser klangen wie eine Zimbel aneinander.

Judith Borinski sagte zu Nikolaj: "Ja, die Nihilisten sind mir zu interessant. Das ist ja, als ob man auf einer Bombe säße. Wenn Sie einer wären – schade; – waren Sie dabei, als der alte Hadra den Verstand verlor?"

Nikolaj hielt ihr Glas dem Diener hin. Er beschäftigte Judith Borinski mit Essen und Trinken.

Judith, hinter seinem Rücken, flüsterte zu Ulrike Geschwind: "Du, Leutnant Kraft, sieh bloß!"

Leutnant Kraft, auf den Frauen wie Champagner wirkten, saß da und schwitzte. Ulrikes schmales Knie bedrängte ihn.

Sie sagte: "Ich liebe Esther Berg. Sehen Sie sie an, Herr Leutnant. Wie unangefochten ist sie und hat doch jüdisches Blut. Andere, mit kühlem Germanenblut, werden zerbrochen von seinen Stürmen."

Der Leutnant wagte nicht an sein Glück zu glauben. Er traf das Fräulein zum zweiten Mal in Gesellschaft. Aber er entschloß sich, die Qual des Zweifels nicht zu verlängern, und legte seine feuchte Hand auf ihr Knie.

Sie hob ihr Glas und sagte: "Prosit, Herr Leutnant."

Darauf sagte er sachlich: "Ich wohne in der Kaserne, aber man kann mich ungeniert besuchen."

Sie schlug endlich die Augen auf, und Leutnant Kraft sah in ihrer Augen Tiefe unbekanntes Wonne liegen.

Ellen Ambach sagte zu Dr. Taschner: "Waren Sie nie mehr in Lausanne?"

Er sagte: "Auf jeder Schweizer Reise gehe ich dorthin. Ich lande in Ouchy und gehe hinauf, an dem Garten vorbei in der stillen Straße, wo ich Sie jeden Tag gesehen habe ..."

Sie schwiegen. Endlich sagte Ellen: "Ich war nie mehr da. Steht noch das trockne Brunnenbecken im Garten ... mit dem Reiher mit erhobenem Schnabel?"

"Nein, gnädige Frau", sagte er. "Da hat man jetzt ein Rosenbeet angelegt. Es ist auch kein Pensionat mehr im Haus, sondern eine Gartenschule."

"Ja," sagte sie langsam, als ginge sie alle die Wege, die sie mit siebzehn gegangen war, "der eigentliche Garten lag ja erst hinter dem Haus. Er stieg bergan. Zwischen den Birnbäumen sah man den Turm von Saint François."

Über den Tisch hinweg fragte Frau Dr. Taschner: "Haben Sie mit meinem Mann gemeinschaftliche Erinnerungen, Frau Hauptmann?" Ihre Stimme war scharf, als tadelte und meisterte sie gern. Sie war eine schöne Blondine mit kalten Augen und blassem Mund.

"Ja," sagte Hauptmann Ambach neben ihr und wies den einschenkenden Diener zurück, "eine Jugendfreundschaft per Distanz. Erzähle es doch der Frau Doktor", sagte er kurz.

Dr. Taschner sagte rasch: "Als ich in Lausanne studierte, war die gnädige Frau dort in einem Institut, das an meinem Wege lag. Daher."

"So," sagte Sibylle Taschner, "das wußte ich nicht. Und dann, Frau Hauptmann, sahen Sie den Unbekannten hier wieder. Das ist ja romantisch. Und es war mein Mann", sagte sie lachend zu ihrem Herrn.

"Ja," sagte Ellen abwehrend, "es war romantisch."

Der junge Dietrich Taschner hatte unten in Ouchy gewohnt, um dem See nahe zu sein und seinem Segelboot. Jeden Morgen, von April bis August ging er zu Fuß die Gartenwege hinauf nach den Kliniken. Er war einundzwanzig.

Er passierte ein Mädchenpensionat, und immer, um acht Uhr morgens, standen sie auf der Terrasse nach dem Frühstück und fütterten Tauben und Hühner. Dort sah er jeden Tag Ellen Kai. Die Mädchen kannten ihn schon, und er grüßte. Aber Ellen Kai neigte nie ihren Kopf, winkte nie mit dem Taschentuch wie die anderen.

An einem Sonntag, als sie alle ins Münster gingen, stand er dort an der Tür. Ellen Kai kam, er bot ihr das Weihwasser. Ihre Finger berührten sich.

An diesem Abend lief ihr Aufenthalt ab, die Eltern holten sie heim, sie schlief diese Nacht schon bei ihnen im Hotel. Montag früh stand sie nicht mehr unter den Kameradinnen auf der Veranda. –

"Wir," sagte Hauptmann Ambach zu seiner Dame, "wir sind weniger romantisch."

"Ein Soldat!" rief sie.

"Gewiß, gewiß," sagte er, "wir müssen sicher marschieren. Aber die Romantischen, die Blicke nicht am Boden, stolpern."

"Und", sagte Sibylle Taschner, "zerschlagen sich die Nasen. Also Dietrich," rief sie über den Tisch, "achte auf deine klassische Nase."

"Ja", sagte er. Er hatte nicht zugehört.

"Als ich zu Ihnen kam," sagte er zu Ellen Ambach, "damals, da hatte Peter die Masern."

"Nein", sagte sie und lächelte warm und sah ihn zum ersten Mal an diesem Abend an. Wie schön wurde sie, wenn sie lächelte. In ihr Haar kam Leben, in ihre Augen Glanz, ihr kleiner Mund füllte sich. Mit einer rührend kleinen Spur von Schelmerei – vielleicht war dieses demütige Geschöpf zum ersten Mal in ihrem Leben schelmisch – sagte sie: "Nein, nicht Peter. Paul hatte die Masern, Peter bekam sie erst nach zehn Tagen."

Ja, das war vor zwei Jahren gewesen, als Paul so stark die Masern bekam, Paul, der Vierjährige. Peter, mit seinen sechs Jahren, war doch viel derber und widerstandsfähiger. Ihr alter Hausarzt war krank, sein Vertreter war der junge Dr. Taschner, noch nicht lange in der Stadt niedergelassen. Er kam, und ihnen beiden war es, als wären sie sich schon einmal begegnet. Aber sie hatten ihre Namen nie gehört.

Sie begleitete ihn bis zur Treppe, hinabsteigend wandte er sich noch einmal um und grüßte sie an der Tür. Als er den Hut zog, erkannte sie ihn an dieser Bewegung. Sie vergaß einen Augenblick das kranke Kind und rief: "Lausanne!"

Auch er, als er sie da unbeweglich in der Tür stehen sah, seinen Gruß ohne Bewegung erwidern, erkannte sie. Damals war sie seit acht Jahren Frau Ellen Ambach, und ihm hatte seine Frau gerade das erste Mädchen geboren ...

"Ja," sagte die Fürstin zu Moritz Berg, "Kinder haben. Zwei sind nicht genug. So viele, daß immer noch eins dableibt, wenn sich die Großen schon freigemacht haben ..."

"Frei gemacht?"

"Ja, frei von der Elternliebe, gelöst aus dem Zusammenhang. Dahin kommt es. Esther wird Frau und Mutter. Und David liebt eine Frau und arbeitet."

"Dann," sagte Moritz Berg, "bin ich dann noch da?"

Sie lachte. "Nehmen wir uns nicht alle vor, hundert Jahre alt zu werden?"

Er sagte, von sich ablenkend: "Aber Sie, Fürstin, sind noch jung. Wenn Sie hier von den Menschen fortgehen, wie allein! Wer erwartet Sie?"

"Ein Wolfshund."

"Ein Hund ..."

"Ein treues Herz."

Ein Hundeherz."

Awdotja Malakoff sagte ernst: "Es ist das schlechteste nicht. Eines Tages –, sind wir nicht ganz allein? Alle gehen fort, jeder hat sein eigenes Leben. Aber ein Hund nur das unsere. Kommt nicht eine Stunde," sagte sie ungestüm, "da uns alle verlassen? Wer geht mit uns in den Tod? Aber der Hund stirbt freiwillig auf unserem Grab. *Indische Witwen* – Lüge!"

"Wenn man liebt ..."

"Still, Herr Berg. Mein Mann ist tot, ich liebte Serjoscha. Wenn noch einmal etwas kommen sollte – Spiel würde es sein, Unmut,

Verzweiflung. Aber wenn er käme und mich rief – nein, ich ginge nicht in sein Grab, nein, nicht, und ich liebe ihn ..."

"Sie sind stark, Fürstin."

"Was ist stark? Vielleicht bin ich schwach. Was erfordert denn mehr Mut: Leben oder Tod? Wenn wir aufrichtig sind: der Tod!"

Olivia sagte zu Alban Bentheim: "Auf dem Eise finde ich Sie wundervoll, Bentheim. An Ihrer Hand fliegt man."

Alban hatte sie Wein trinken lassen. Die alte Exzellenz sah es und trippelte mit ihren kurzen Füßen, die den Boden nicht berührten, in der Luft vor Angst. Aber konnte sie aufstehen und hingehen?

"Ach, die Jugend," sagte sie zu dem alten Bentheim, "die unbesonnene Jugend heut. Wie frei ist man geworden. Als wir noch bei Öllampen saßen –", sagte sie.

"So?" sagte der alte Bentheim, dessen Millionen man alles verzieh. "In meiner Jugend gab es schon Petroleum." Und er genoß die getrüffelte Pute.

"Ja", sagte Olivia. "Kennen Sie Klopstocks herrliche Ode? Im Nähzirkel lesen wir Lyrik."

"Dann haben Sie wohl bei Horaz angefangen, wenn Sie jetzt bei Klopstock sind?"

"Bei Horaz," sagte Olivia und errötete, "o pfui, Herr Bentheim." Denn sie kannte nur seine schlimmen Verse.

Aber Alban sah zu Aurelie Unwirsch hinüber, so frech und eindeutig, als wollte er es alle wissen lassen, daß Aurelie ihn in seinem Absteigequartier in der Stadt besuchte. Aurelie lachte allzu laut, sie erbebte vor Freude, sie hatte geglaubt, Albans Tür bliebe ihr verschlossen, seit sie gestern vergeblich daran geklopft. Es war Licht im Fenster gewesen, abgeblendet, aber sie wußte ja, wie. Und er war nicht allein gewesen. Sie hatte sich den Kopf zermartert: Wer? Sie war nicht eifersüchtig, nur hungrig, so hungrig ...

Plötzlich begann sie, lebhaft zu werden, und sprach zugleich mit ihren beiden Herren, älteren Kaufleuten, denen eine Ahnung aufging, daß in dieser unschönen eckigen Frau ein Feuer glühen mußte, dessen Flammen zu spüren süß sein konnte.

Esther lächelte noch immer. Es war, als säße sie mit ihrer Festfreude in einem Gasthaus, durch das sie alles sah; aber nichts konnte sie berühren. Sie ahnte Beziehungen zwischen diesen Menschen, fast sah sie die unreinen Fäden, die sich hin- und herüberzogen; sie fing Albans Blick auf und den Augenaufschlag Ulrikes; sie hörte Olivias halbtrunkenes Lachen und sah die zauberhafte Wolke, in deren Glanz Dietrich Taschner und Ellen wie abgesondert von allen saßen. Aber sie lächelte unangefochten, ihr Blut ging still, so still, als könnte es nie ein Schicksal haben.

Sie sagte zu Mario: "Ich habe meiner Mutter Ihre Gedichte gesprochen. David liebt sie so sehr. Manchmal sage ich sie, und er spielt dazu. Oder er spielt und ich sage ihm, das war Marios *Zehn Uhr*, oder *Der ewige Frühling* oder *Nie genug*. Und ich sage immer das Richtige. Schreiben Sie ein neues Buch, Mario?"

"Nein, ich werde nicht mehr schreiben."

Ihr Lächeln zerfloß. Ihre strahlenden Augen wurden dunkel, als ginge das Licht in ihnen unter. "Schreibt man", sagte sie, "aus Schmerz oder Glück?"

"Warum wollen Sie das wissen, Esther?"

"Ich möchte wissen, ob man sich freuen soll, daß Sie nicht mehr –"

"Freuen Sie sich getrost. Ein Buch. Wie gering! Müßiggänger und Träumer mißbrauchen es. Aber ich werde Arzt sein. Ich werde Leidenden helfen. Und mehr: ich will sorgen, daß die Gesunden gesund bleiben. Denn die Krankheit ist nicht notwendig. Sie liegt nicht in der Natur. Der Mensch hat sie erfunden. Es gibt ja gar keine Krankheit an sich, nur eben kranke Menschen."

"Sie werden der beste Arzt sein, Mario."

"Warum?"

"Man glaubt Ihnen."

"Sie sagen mir das Allerschönste, Esther."

"Ja, Mario."

"Einem Menschen glauben, das ist die höchste Form der Liebe."

Sie errötete. Alles Blut strömte in ihr Gesicht. Sie öffnete den Mund zu einem Scherz – und konnte nicht. In diesem Augenblick streifte sie

das Kind ab, als ihr Geheimnis das Schweigen ihres Herzens verließ ...

"Einem Menschen glauben ...", sagte Mario und sprach zur ganzen Welt, "Glaube ist die gereinigte Liebe. Lieben soll beten sein. Hören und sich fügen: Demut ist die heiligste Größe."

"Esther," flüsterte Alban, "Esther – "

Sie atmete noch immer kaum.

"Was sagt Mario, Esther?"

Sie wandte sich ihm zu. "Lieben Sie ihn?" fragte sie. "Warum lieben Sie ihn?"

Er lachte. "Er ist Mario."

"Sagt das alles?"

"Alles."

Aber sie hatte ihren steten Herzschlag wiedergefunden und konnte wieder lächeln. Sie sagte: "Es ist seltsam. Sie sind beide ganz verschieden. Er ist ein stiller Arbeiter, und Ihr Leben, Alban, ist in der ganzen Stadt bekannt."

"Als was?" fragte er übermütig, und jetzt hatte er ganz die unsichtbare Peitsche der Fürstin auf seinen Wangen vergessen.

Esther wiegte den Kopf. "Ich suche ein Wort, das ein junges Mädchen von knapp achtzehn aussprechen darf. Also: als etwas allzulustig und bewegt."

"Was wissen Sie!" sagte er plötzlich hart. "Und kennen Sie den Grund, weshalb? Ich hatte niemals eine Mutter. Ich lebte seit meinem zehnten Jahr fast immer im Ausland auf Instituten. Was lernt man da, o Gott! Die jungen reichen Südamerikaner, die dreizehnjährigen Wüstlinge aus den Kolonien – aber mein Leben! So etwas dürfen Sie überhaupt nicht wissen."

"Vielleicht dürfte ich es nicht sagen. Aber wissen tun wir doch alle. Und man muß wissen. Sonst ist man ja betrogen. Aber man darf nicht verstehen. Ich weiß, ja. Aber verstehen, nein."

"Sie verstehen einen wie mich nicht, Esther?" sagte er leise.

"Nein," sagte sie, "ich kann das nicht verstehen. Ich will nicht. Es wäre schrecklich, wenn ich es verstünde. Was man versteht, dazu ist man ja selbst angelegt."

"Wie alt sind Sie?"

"Ich habe es Ihnen eben gesagt. Mädchen sind immer altklug. Aber ich meine, es gibt nur Liebe. Liebe – oder gar nichts."

"Und dazwischen," sagte Alban Bentheim, "dazwischen das unbegrenzte Land aller Möglichkeiten."

Sie wandte den Kopf zu Mario, der mit seinem Glas Nikolaj grüßte.

Eindringlich und heiß flüsterte Alban in ihren weißen Nacken: "Wollen Sie – Sie, Sie das Leben kennen? Woher? Was wissen Sie?"

"Ich kenne meinen Vater", sagte sie und sah ihn ernst an, und ihr Gesicht erschien plötzlich so still, gereift, fromm. "Und David kenne ich. Ich weiß, Mario Hadra ist anders und Nikolaj Ungemach und viele, viele."

Alban biß die Zähne zusammen. "Ich will Ihnen etwas sagen, kleine Esther", flüsterte er heiser. "Das werden Sie noch nicht wissen, aber vielleicht werden Sie es verstehen: man kann eine Frau anbeten und hundert andre – " Er verwarf das nackte Wort seiner Herrenabende: "Und sich an hundert anderen vergreifen."

"Und," sagte sie leise, "und dann die besudelten Hände falten?"

In diesem Augenblick hob Dr. Alexander Skurnik, der Rabbiner, der älteste Freund des Hauses, seinen Champagnerkelch in die Höhe. Die Symphonie der Stimmen verklang rasch. In tiefem Schweigen sagte lächelnd der Greis: "Unser letztes Glas auf Lydia Berg."

Sie tranken alle stehend, nach einer Minute war die Tafel verlassen.

Martio hielt eine Rose in der Hand, sie kühlte seine heißen Finger. Esther, vor ihm, streckte die Hand danach aus. Die Maiblumen in ihrem Gürtel waren verwelkt. Er lächelte, er reichte sie ihr.

Da erinnerte er sich ... *Ne intretis*, flüsterte der Engel, sein Gewissen.

Er ließ die Rose fallen, er trat auf sie, er sagte: "Nicht von mir, Esther."

Er verbeugte sich wie vor einer Fremden und ging Arm in Arm mit Nikolaj in den Saal.

Da standen schon die goldenen Möbel an den Wänden. Eben kamen die Musikanten, die die Tafel mit flüsternden Liedern begleitet hatten, und arrangierten sich in einer Ecke. Es war noch kühl und frisch im Saal. Die drei Kristallüster hingen wie silberne Trauben von der weißen Empiredecke, in den schmalen Spiegeln

zwischen den grünen Feldern mit den alten schwarzen Bildern setzte sich der Raum ins verwirrend Unendliche fort.

Das Stimmen der Instrumente klang wunderbar erwartungsvoll.

Ulrike Geschwind, vor ihrer Mutter, der Bankdirektorin, die mit der bloßen kalten Strenge ihres Blickes das Haar der Tochter glätten zu wollen schien, fühlte jeden Ton wie den Stich einer Morphiumspritze ins Fleisch.

Ihr erster Geliebter war ein Stabsarzt gewesen, ein Morphinist, er hatte ihr seine Räusche beigebracht. Ulrike war nur dadurch gerettet worden, daß sie sich heftig in einen sanften Referendar verliebte und den Arzt verabschiedete. Sie war zweiundzwanzig Jahre und verlobt mit einem Ingenieur bei Krupp, der sich in die Tugend ihrer niedergeschlagenen Augen verliebt hatte.

Der kleine hilflose Herr Unwirsch, der sich verwandelte und Mann wurde, wenn er sein Comptoir betrat – er war die größte Speditionsfirma Süddeutschlands – suchte seine Frau, die sich, da sie nun morgen nachmittag bei Alban Bentheim sein würde, ihm freundlich stellte.

Aber er dachte nur an die Kinder.

"Wenn Lieschen", sagte er unglücklich, "sich nun in dem kühlen Zimmer wieder im Schlaf die Decke wegstrampelt ... das glaubst du doch nicht, Aurelchen, daß die Frieda bei ihr sitzt. Die ist doch in die Kaserneübergelaufen."

"Laß nur," sagte Aurelie kühl, "so härtet sich Lieschen eben ab." Und ließ ihn stehen. Ihr Glücksgefühl drängte nach Betätigung. *Tanzen, tanzen ...*

Die Musikanten huben an. Ein Walzer ...

Esther eilte die helle Treppe hinab. Unten stand Mario, in Mantel und Hut, einen Schal über die Schultern geschlagen. Sie erkannte diesen Schal. Als sie auf Schneeschuhen vom Feldberg geflogen waren, hatte er ihn getragen.

Wann war das gewesen? Auf einem anderen Stern. Sie lächelte nicht mehr.

Er sagte: "Ja, wir wollten ungesehen verschwinden."

Aber Blandine stand noch oben bei den alten Damen und ließ sich bewundern.

"Verzeihen Sie mir", sagte er und sprach wie zu einer hohen Dame. "Verzeihen Sie mir?"

"Mario", sagte Esther, nahm seine Hand und sah an ihm vorbei. Sie hatte nie gewußt, daß ein Herz so schwer werden könnte. "Nun beginnt der Ball", sagte sie.

"Ja," sagte er, "der Ball. Seien Sie recht vergnügt."

Sie ließ erst jetzt seine Hand los. "Ich tanze nicht", sagte sie schnell.

"Esther Berg tanzt nicht", sagte er ironisch.

Ihr Mund zuckte, als wollte sie weinen. Er sah es, er mußte sie quälen.

"Wo bleibt Blandine?"

Esther sagte: "Ich hole sie." Aber sie ging nicht. Nein, so konnte sie nicht fortgehen.

Sie hatte keine Blumen am Kleid. Der weiße Mull war so frisch, als hätte sie das kindliche Kleid in diesem Augenblick übergestreift. Mario fiel es auf. Er lächelte.

Er sagte: "Wie leicht Sie sind. Nach zwei Stunden Tafeln ist Ihr schönes Kleid noch unzerdrückt."

"Habe ich ein schönes Kleid?" sagte sie beglückt. "Oh, es ist nur Mull. Gefällt es Ihnen?"

"Ich möchte Sie nie anders sehen wollen – "

Sie sagte, bleich vor Glück, freundlich, schluckend: "Aber man kann nicht immer Mull tragen."

Er sagte: "Sie brauchen keine Blumen, Esther."

Da kam Blandine langsam die Treppe herab. Mario holte ihren Pelz, er stammte von der Mutter, Blandine erschien in ihm wie eine strenge Herzogin. "Ist der Wagen da?" fragte sie.

"Er war um halb elf bestellt, Blandine."

Ein Diener aus dem Hause Bentheim öffnete die Tür. Schneeluft kam kosend mit aller Kälte herein. Der Schnee leuchtete in der stillen Straße, von ihm ging wunderbare Stille aus.

Esther blieb an der Tür stehen.

"Du erkältest dich, Kind", sagte Blandine freundlich. "Und nun amüsiert euch gut. Sei versichert, wir wären gern geblieben, wenn

wir nicht noch Trauer hätten." Sie war in schwarzem Samt gekommen, kaum dekolletiert, und ohne Schmuck. Alle alten Damen mußten von ihr entzückt sein.

Aber Esther blieb in der Tür stehen. Mario sah sie auf dem Grund voll Gold und Farben mit dem glücklichsten Gesicht. Ihre Augen waren hell, ihr schweres Haar bäumte sich über der schmalen Stirn wie ein gewaltiger Turban aus gegossenem Gold.

Sie flog die Treppe hinauf. Der Straußsche Walzer kam ihr wie leibhaftige Zärtlichkeit mit offenen Armen entgegen. *Jetzt tanzen, dachte sie, tanzen ... aber allein. Kein Fremder so dicht am seligen Herzen, nur Luft um sich spüren.*

Als hätte er auf sie gewartet, trat ihr Alban Bentheim in der Tür entgegen. Hinter ihm wogten im Saal Menschen auf und nieder.

"Danke", sagte Esther und lächelte ihn glücklich an. "Nein, ich mag heut nicht tanzen."

"Weil ich es bin", sagte Alban. "Darf ich Sie nicht anfassen?"

Sie schwieg einen Augenblick. Dann sagte sie schnell: "Nein, o nein." Sie dachte nach, er sah es ihr an, und anstatt zu zürnen, rührte ihn die scheinbar unverbrüchliche Unschuld dieses schönen offenen Gesichts.

"Nein", sagte Esther endlich und atmete tief, daß sie eine gute Lüge gefunden hatte. "Nein, aber es sind ja mehr Damen als Herren, da kann ich ihnen als Haustochter die Tänzer nicht fortnehmen. Viel Vergnügen", sagte sie und ging durch den Saal, an all die leeren goldenen Stühle gedrückt, um nicht in die Tanzenden zu geraten.

Wieviel hingebende Gesichter! Hände, die merkwürdig aufgelöst auf einer Männerschulter lagen! Und Männerhände, die eine Taille gewalttätig umkrallten.

Ihr war es, als sähe sie zum ersten Mal, was Tanz ist. Ihr schwindelte vor dem Vorüberwogen und Auf und Ab. Sie wollte allein sein.

Sie eilte über den Flur nach dem rosa Salon. Aber in der Tür, den Vorhang hebend, sah sie in dem kleinen Zimmer Ellen Ambach in einem Stuhl sitzen, der verschoben mitten auf dem Teppich stand. Vor ihr stand Dr. Taschner.

Esther ließ den Vorhang fallen und blieb davor stehen. Ihr war's, als müßte sie die beiden schützen. Der schwere Stoff hielt jeden Laut ab. Esther Berg blieb wie der Engel unbefleckter Liebe an der Tür dieses bitteren Paradieses.

Ellen Ambach hob den Kopf empor und sah Dietrich Taschner an. "Ja," sagte sie, "ja, mein Freund, es ist zu spät."

"Ellen", sagte er nur. "Ellen."

"Mein Freund," flüsterte sie, "ja, mein Freund. Nein, nein."

Er war auf die Knie vor ihr gesunken, einen Schritt entfernt. Er hob die Arme zu ihr, aber als wäre sie in einer undurchdringlichen Atmosphäre, berührte er sie nicht.

Sie sahen sich an. Unendlich und ganz.

"Sie tanzen", sagte Ellen, ohne Blick aus Blick zu lösen, und hob den Finger. Man hörte, nach kurzer Pause, eine Mazurka.

Plötzlich weinte sie. Mit offenen Augen. Langsam perlte eine Träne nach der anderen aus ihren schwermütigen Augen. Sie ließ den Kopf sinken und sah die goldene Kette, die in ihrem Ausschnitt hing. Es war das Medaillon mit den Bildern ihrer Kinder. Sie zog es heraus und hielt es ihm hin, wie der Priester die Hostie dem Volke zeigt.

Aber er griff nach ihren Händen.

"Nein", sagte sie. "Stehen Sie auf. Stehen Sie."

Er zögerte nur einen Augenblick, dann erhob er sich – und ging.

"Dietrich," sagte sie hinter ihm, "Dietrich ..." Ihr Hände lagen auf seinen Schultern und bebten. Er wandte sich um. Sie ergriff seinen Kopf, zog ihn hinab. Sie zitterte, als müßte sie umfallen. Und küßte ihn auf das Haar. Ihre Tränen fielen darauf.

"Dietrich," hauchte sie, "Dietrich ..." Sie küßte seine kalte Stirn und hielt sein Gesicht von sich weg, das furchtbar bleich war.

Da glitt Esther herein. "Kommen Sie, Frau Ellen", sagte sie mit heller Stimme, schob ihren Arm in den der Frau und zog sie aufs Sofa, legte ihr eine Mappe mit Bildern auf den Schoß, schlug sie auf.

"Rußland," sagte sie, "Mamas Heimat. Der Kreml. O diese Troika!"

Hauptmann Ambach stand plötzlich mitten im Salon.

"Ja," sagte Esther lachend, "wir sind weit weg. Wir fahren Troika in Moskau."

"So, da bist du", sagte der Hauptmann und ging wieder. Er schien den Doktor gar nicht gesehen zu haben.

Ellen zog mit zitternden Händen Esther zu sich hinab. Dr. Taschner kam und nahm Esthers Hand und küßte sie.

Dann ging er. Ellen sah auf den Vorhang, der schnell wieder in seinen stillen Falten und unbewegt hing ...

Die Fürstin Malakoff erhob sich aus dem Kreis der Damen. Sie wollte tanzen sehen und ging in den Saal hinein. Eben hatte der französische Walzer eingesetzt. Er war fast unerträglich weich und süß.

Sie setzte sich auf einen der leeren Stühle an die Wand. Drüben am Fenster stand Nikolaj. Sie sah ihn nicht an, aber sie rief ihn mit unbewegtem Mund. Und er kam.

Er ging zwischen den Tanzenden hindurch, gestoßen, geschoben, dennoch unbeirrt. Schon drei Schritt vor ihr, wollte er noch abbiegen. Er konnte nicht. Er mußte –

Er stand vor ihr, blitzschnell drehte sie den Kopf, sah ihn fest an, war blaß und schwieg.

"Tanzen wir", stieß Nikolaj hervor.

Sie zögerte und ließ ihn auf das Nein warten.

Er hatte sich nicht verbeugt. Gerade stand er da. Er wollte sich abwenden, zurücktreten, er konnte nicht.

Langsam stand die Fürstin auf. Sie berührten sich, so hart stand er vor ihr.

"Tanzen wir", sagte sie mit klarer Stimme. Sie legte ihre Hand auf seine Schulter. Durch beide ging ein Schauer. Er regte sich nicht.

"Tanzen wir", wiederholte sie, den Kopf im Nacken, und spürte den Mann, als wäre er nackt.

Langsam nahm sie das Wiegen in sich auf, sie waren nur noch eine Woge im Strom.

Olivia lag in Anselm Wermuts Armen wie eine Bacchantin. Der Sekt wirkte. "Malen Sie mich", sagte sie außer sich. "Ich bin zu allem bereit. Aber höchstens löse ich das Haar auf," sagte sie, "höchstens."

"Danke", sagte Anselm problematisch. Er sah plötzlich die Fürstin tanzen. Mit Nikolaj. Sie hatte die Augen weit offen. Aber was sah sie? Es war wie Entsetzen darin. Oder eine Wonne, die Grauen ist ... Olivia raunte: "Aber, um Gottes willen, Mama darf es nicht ahnen. Niemand darf das Bild sehen. Ich komme. Aber Sie müssen mich schonen."

"Gern", sagte Anselm und lud seine Bacchantin bei der Exzellenz ab, die aufbrach.

Die an der Tür hörten Olivia auf der Treppe schluchzen. "Oh, wie schlecht ist mir", jammerte Olivia. "Wie unglücklich bin ich!"

Die freundlichen Alten in der Garderobe nahmen sich ihrer an. Die Exzellenz zitterte in den Knien. Nun, Bentheims hatten nichts gesehen.

Leutnant Kraft tröstete sich mit Ulrike Geschwind, da die Fürstin ihm gedankt hatte, als er sie zum Tanz holte. Und da tanzte sie!

"Sie sind unanständig", sagte Ulrike.

Alexander Kraft war ein so gefürchteter wie begehrter Tänzer an den Sonntagen draußen auf den Dorftanzböden.

Awdotja Malakoff sagte: "Ich sehe die Augen meines Mannes, die länger lebten als er –"

Nikolaj preßte sie schmerzhaft an sich. "Tanzen wir", sagte er sinnlos. Sie stand gewaltsam still, sie erbebte von der Anstrengung, ihm zu widerstehen. "Lassen Sie mich los, Nikolaj Iwanowitsch", sagte sie heiser. Sie zog die Schultern zusammen, als friere sie. Nikolajs trockener Fieberblick sank wie sterbend zu ihren Brüsten hinab. Die sich ihm einen Augenblick in Duft und Flaum enthüllten.

Er blieb taumelnd stehen.

"Wie schön Sie sind," sagte Alban Bentheim, "wenn Sie heiter sind."

"So," sagte sie, "bin ich heiter?" Sie legte ihre Hand in seinen Arm.

"Ist mir vergeben?" fragte Alban.

Sie sah ihn erstaunt an. "Wer sind Sie? – Was?"

"Sie haben sich schwindlig getanzt."

Sie lachte auf. "Ja, ich habe getanzt. Endlos. Die Bombe krachte, der Mörder stand über mir." Sie schüttelte sich. "Nun, schon gut. Das

ist das eine Glas Champagner. Gute Nacht, Alban Bentheim, ich gehe. Bleiben Sie."

Sie ging, blieb bei Moritz Berg stehen. "Weihnachten sehe ich Lydia", sagte sie. "Ich werde ihr erzählen ..."

"Sie reisen, Fürstin?"

"Morgen. Aber ich komme wieder. Im nächsten Jahr. Diese Stadt läßt mich nicht mehr los. – Es war sehr schön bei Ihnen, Lieber."

"Ich danke Ihnen, Fürstin."

"Begleiten Sie mich nicht. Ich hole mir Esther dazu."

Sie ging über den leeren Flur. Sie sah sich in den Spiegeln in ihrem weißen Kleid. Plötzlich sah sie, daß sie wie nackt war. Ihre unbedeckten Arme, die Hände ohne Ringe waren so schamlos.

Im rosa Salon tanzte Esther. Ganz allein wiegte sie sich über den Teppich hin wie ein körperloses Seelchen. In ihrem weißen Mull, die Augen dunkel im weißen Gesicht, ganz ernst, wie versunken in einen Gedanken, der ihr entrückte, tanzte sie da und bewegte leise ihre Arme, als schöpfte sie, unter den Sternen schwebend, vom Glanz des unendlichen Raums in ihre Seele.

Sie legte den Finger auf die Lippen, als sie die Fürstin erblickte, und blieb ernst. Bis sie zu ihr hinschwebte und wie eine Flocke niedersank, kühl und rein, als wäre sie körperlos, von keiner Bewegung erwärmt. Alle Wärme war in ihr.

"Du machst andächtig, mein Liebchen", sagte die Fürstin. Sie kauerte sich neben Esther nieder.

"Wie jung Sie sind", sagte Esther.

"Sag mir du", bat die Fürstin und küßte sie auf den Mund. "Du kannst dein Bruder sein", sagte sie und lächelte.

Esther schüttelte den Kopf.

"Sag mir, mein Herz ...", flüsterte die Fürstin weiter. "Es ist, als ob ich den Himmel fragte: *Wer bin ich? bin ich gut? kann ich in den Himmel kommen?*"

"Du, Fürstin?" sagte Esther und wiegte sich in stillem Lachen.

"Welcher Himmel bleibt verschlossen, an den du klopfst!"

Die Fürstin sagte mit abwesendem Blick: "Der, in dem Serjoscha wohnt ...". Sie sprang auf. "Nein, Esther, glaube mir, wir sind ja gar nicht die, die wir sind. – Verstehst du?"

"Nein, Awdotja, nein, Fürstin, nein."

"Nein, Liebling, natürlich nicht, denn du bist du. Aber ich? ich?" Sie küßte sie. "Gute Nacht. Ich gehe. Nein, Esther, und doch bin ich nicht schlecht. Wenn du älter bist ... Aber du darfst mich nicht begleiten. Ich liebe es, von Menschen weg allein die Treppe hinabzusteigen. Alles verhallt. Es wird still, die Luft wird rein. Es ist, als wüchsen einem Flügel. So laß mich denn an meine Flügel glauben."

Sie stieg die teppichbelegte Treppe hinab. Auf dem Podest in halber Höhe stand eine alte Florentiner Bank. Heut zwischen Lorbeerpyramiden. Da saß David Berg. Er sah aus, als ob Musik ihn einhüllte. Nie war er Esther ähnlicher gewesen.

Als er die Fürstin hörte – er hörte sie erst, als sie bei ihm war –, stand er auf. Er errötete langsam und sagte – man hörte der Stimme an, wie lange er geschwiegen hatte: "Nein", als antwortete er auf eine Frage. "Nein, ich taue nicht. Und diese Walzer sind so häßlich. Man könnte die Musik hassen, weil sie dessen fähig ist."

"Schönheit und Gemeinheit, kleiner David, haben immer denselben Stoff."

"Sagen Sie mir so etwas nicht, Fürstin."

Sie sah ihn plötzlich mit anderen Augen an und sagte ihm dicht ins Gesicht: "Du hast ja noch nie eine Frau geküßt."

"Nein", sagte David blaß und rührte sich nicht. Ihr Atem wehte über sein heißes Gesicht. "Ich habe noch keine Frau geküßt."

"Schönheit," flüsterte sie, "Schönheit und Gemeinheit sind dasselbe. Eine Frau wird dich küssen, und du sagst: ich liebe dich."

"Ich will das nicht wissen", sagte David unhörbar.

"Eine umarmt dich, du schämst dich deiner. Eine umarmt dich, du bist Gott. – Wie alt bist du, David?"

"Achtzehn", sagte er unhörbar. "Bald."

"Jung genug", flüsterte sie rasch. Sie legte fest die Arme um seinen Hals und zog ihn an sich heran. Er rührte sich nicht, auch sein Mund blieb unbewegt, als sie ihn küßte.

"Was sagst du?" flüsterte sie. "Ich muß küssen. Ich – du – was weiß einer vom andern ... Sage – !"

Er sagte nichts.

Sie küßte ihn und löste langsam ihre Arme von ihm. Er stand regungslos, er sah sie an. Sie legte ihre Hand auf seine Augen.

Noch einmal lag ihr Mund auf seinem, ohne Kuß.

Er saß wieder auf der Bank. Er sah sie unten, ganz in Pelz gehüllt, aus der Tür treten.

Auf seinem Mund lag ein fremder Duft. Er war sich selber fremd. Er hörte sie flüstern: *Was sagst du? ... Sage – !*

Was erwartete sie?

Nein, er konnte es nicht sagen. Er würde es niemals sagen können ... Eine Frau – wie seltsam –

Er ging hinauf.

Um ein Uhr gab es eine Tanzpause. Alle jungen Leute ruhten im Speisesaal aus, wo Gefrorenes herungereicht wurde und Sorbet. Kein Wein mehr. Aber alle älteren Herrschaften, es waren etwa zwanzig, saßen in den Salons und tranken Mokka aus türkischen Schälchen. Im Herrenzimmer wurde gewaltig geraucht. Da der Hausherr nicht da war, sprach man über sein Haus.

Da wurde manchenorts etwas gemunkelt. Seit achtzig Jahren bestand die Firma, klein, aber sicher, bescheiden und solide. Und jetzt?

"Er spekuliert", sagte der alte Geschwind, der Bankdirektor. "Manchmal ganz unbesonnen."

"Mit seinem Geld?" fragte der reiche Bierbrauer Dankert akzentuiert.

Geschwind sagte, ohne zu antworten: "Noch hat er meistens Glück." Das unausgesprochene *Aber* schwang wie ein Totenglöcklein in der Stille.

"Ja," sagte die Direktorin Geschwind im gelben Salon, "meine Nichten, die jungen Bötzows, werden studieren, denken Sie! Die älteste ist schon in Zürich. Und Medizin! Ich kann nicht, nein, ich kann mich nicht in diese neuen Auffassungen schicken."

Frau Unwirsch saß mit unruhigen Augen da und lauschte nach dem Speisesaal, wo die Jugend lachte. Eigentlich wohl gehörte sie noch dorthin.

"Die Fürstin ...", begann Frau Dr. Taschner, und das vereinigte nun alle Damen.

"Bei Gott," sagte Frau Fränkel und errötete noch jetzt, "bei Gott, war sie nicht nackt?"

Die Geheimrätin entschied: "Meine Amalie hält sie für eine Hochstaplerin."

"Wie kommt sie hieher?" erkundigte sich ein kleines sanftes Frauchen.

"Als Freundin von Lydia Berg."

"Ach so", sagte Frau Unwirsch in die Stille. Aber sie hatte gar nicht gehört, um was es ging.

Da sagte die uralte Rabbinerin Skurnik, deren schneeweißes Haar wie ein silbernes Krönchen auf ihrem Scheitel aufgebaut war – sie sah aus wie eine gute, freundliche, alte Zauberin aus einem Grimmschen Märchen: "Lassen wir sie nur gelten. Wir sind alle einer Mutter Kind. Und wenn mich etwas abstoßen will, so sage ich mir rasch: auch die Kröte hat ihre Perle in der Stirn."

Im Speisesaal war's wie in einem aufgeregten Bienenkorb. Alle hatten noch die Walzer in den Füßen und konnten nicht stille stehen. Alban Bentheim war übermütig – es konnte fast Verzweiflung sein. Er ging von Mädchen zu Mädchen und sagte allen Keckheiten. Bei Esther sagte er: "Nein, *noli me tangere*. Ich bin nur ein Menschenkind, Sie Engel aus Moses Buch eins. Engel vor Erschaffung der Welt, der noch nicht ahnt, daß Menschen und Sünden sein werden."

Aber zwei junge, ganz hellblonde Geschöpfchen sprachen von Neuchâtel, wo sie in Pension gewesen waren. Die eine kannte das ganze Berner Oberland, sie flüsterte: "Oh, in Interlaken, im Kursaal, spielte Miko Lewieff und sang Iris Abendschein. Das war das Allerschönste. Wir vergaßen alle den Sonnenaufgang vom Faulhorn, und da oben hatten wir gedacht, wir könnten nie mehr etwas anderes denken."

"Nein," sagte die andere, "wir hatten Nebel, als wir auf den *Rochers de naye* waren. Es war nichts zu sehen."

Und plötzlich sprachen alle von der Schweiz, denn sie waren alle einmal da gewesen. Es war ja so nahe. Eine Stunde, und man war in Basel. Man fuhr hinüber, um dort eine französische Vorstellung zu sehen. Aber in Straßburg spielten jetzt Amateure die Stücke des Molière französisch.⁶ Ulrike war mit ihrer Mutter schon einmal drüben gewesen.

"Ja," sagte Judith Borinski, "Paris – !" Denn sie war schon dort gewesen und trug noch immer die Boa, den Fächer, Schleier und Handschuhe, die sie sich von dort mitgebracht hatte. "Nein," sagte sie, "alles ist nichts. Nur Paris. Da trinkt man das Leben."

Aber alle wußten, daß die strengen Tanten dort sie in kein Theater, kaum auf die Straße hatten gehen lassen.

Anselm Wermut sagte: "Ich werde hingehen. Paris bleibt der Urquell der Kunst. Dort wird sie heiter geboren. Hier wird sie dunkel, trübe und schwer."

Eine schöne Brünette sagte: "Geht man nach Paris, um zu malen? Und das Leben?"

Nikolaj Ungemach sagte: "Das Geheimnis des Lebens liegt ja in der Arbeit."

Alle sahen den Schweigsamen an. Er hatte nichts, was Mädchen anzog. Sie spiegelten sich nicht in seinen trockenen schwarzen Augen. Frauen spürten, daß sie keine Rolle in seinem Leben spielten. Aber in Albans Augen lebte die Frau. Jede empfand, daß er von ihr erfüllt war. Das war sein lockender Reiz.

Im rosa Salon saß Ellen Ambach und betrachtete den Stuhl, auf dem sie gesessen hatte und gesagt: *Mein Freund, mein lieber Freund ...*

Der Stuhl stand noch immer in der Mitte des Zimmers.

Adele von Saslawski saß neben ihr, hinter ihrem Sofa stand Abel und genoß die schwingende Stille dieses kleinen Raums, der etwas Zärtliches ausströmte.

⁶ Strasbourg (straßburg) gehörte 1871–1918 zum Deutschen Reich ("Reichsland Elsaß-Lothringen"). Die handlung spielt offenbar vor 1893.

Ellen sollte mit den Kindern verreisen, für den Keuchhusten war Luftveränderung gut. "Ich möchte gern weit fort," sagte sie, "ganz weit ... Oder ganz hoch hinauf, wo man alles vergißt. Wir werden viele Wochen fort sein. Wenn wir wiederkommen, wird es Frühling sein."

Nein, sie wollte die Gouvernante nicht mitnehmen. Allein mit den Kindern.

"Mit den Kindern", sagte Adele. Ihr Altjungferngesicht war blaß, die Augen fieberisch. Sie ging hochgeschlossen, sie war zu mager für einen Ausschnitt. "Ja," sagte sie, "wenn man Kinder hat, kann man wohl bis ans Ende der Welt mit ihnen gehen." Ihre Stimme zitterte ein wenig.

Ellen, die vergessen hatte, daß jemand da war, sagte zu sich, aber laut und hart: "Aber sie müssen von einem geliebten Mann sein. Es ist die einzige Möglichkeit, ihn wahrhaft zu besitzen. Kinderlose Liebe ist bloß ein Verhältnis."

Adele senkte den Kopf.

Abel sagte: "Muß man eigene Kinder haben? Es ist soviel Jugend da, die man sich zum Erben erziehen kann."

Ellen hob den Kopf zu ihm. "Sie sind ein Mann", sagte sie mit leisem Lächeln.

Er ging hinaus. Adele sah ihm nach, als blickte sie ins ewig verschlossene Land der wunderbarsten Möglichkeiten.

Abel von Saslawski ging durch den Flur, in den Saal hinüber. Dort wurde gelüftet. Die drei Fenster waren weit geöffnet, in seiner Leere, mit den strahlenden Lüstern und schimmernden Spiegeln hatte der Raum etwas Schauerliches, wie Ausgestorbenes, als seien Fröhliche vor einem Unheimlichen geflüchtet.

Aber am Fenster stand ja David Berg, die Schneeluft umspülte ihn. Er hatte Schnee in der Hand und wusch sich das Gesicht, rieb sich die Lippen.

"Was tust du da?" fragte Herr von Saslawski.

David erschrak, sein feuchtes Gesicht errötete. "Ich kühle mich", sagte er. Und er fügte geheimnisvoll hinzu: "Ich wasche mir den Kuß des Lebens von den Lippen. Ich möchte wieder unberührt sein."

"Man kann nichts ungeschehen machen", sagte Abel von Saslawski. "Wenn dich das Leben erst einmal gestreift hat, bleibst du gezeichnet."

"Nein," sagte der Jüngling, "das glaube ich nicht. Es liegt in meiner Macht. Wenn ich will, kann ich immer wieder unschuldig werden."

"Warst du schuldig?" fragte Herr von Saslawski leise und zog ihn zu sich heran.

David sah ihn an. Sein Gesicht schimmerte von Reinheit. Seine schönen Augen waren gläubig, fromm. Er sagte mit halber Stimme: "Eine Frau hat mich geküßt. Jetzt. Und ich ließ sie. – Aber ich weiß es nicht mehr", fügte er hinzu.

"Die erste Frau ...", sagte Abel.

"Ja," sagte David, "die erste Frau. Ich habe mir die Lippen gewaschen."

Abel konnte nicht einmal lächeln. Dieser schöne Mund da war wie das Versprechen alles Glücks. Aber er sagte – es klang wie ein Gelübde: "Nein, ich werde niemals Sokrates sein, kleiner Phaidros, mein Alkibiades. Wir leben zweitausend Jahre zu spät."

Er erschauerte von der Nachtluft. Das zwanzigste Jahrhundert war über der Welt. Deutscher Winterhimmel lastete auf den beschneiten Wäldern, die Sonne Homers stand über anderen Erdteilen.

Die Diener kamen, die Fenster zu schließen. Die Musikanten kamen. Alle Türen flogen auf vor ungestümen Herzen.

Esther zog den Vater in den Saal. "Einmal heute abend will ich tanzen", bat sie. "Mit dir, Vater. Einen ganz langsamen Walzer." Den Vater an der Hand glitt sie durch den Saal und bat die Musikanten um ihr Stück.

Dann tanzten sie. Alle sahen ihnen zu. Moritz Berg dachte an Lydia, mit der er in London und Mailand getanzt hatte, und er tanzte wie ein Zwanzigjähriger.

"Du mein junger Papa", flüsterte Esther.

Und er vergaß alles, er war in Mailand, im Hause Bianchi, und hatte Lydia Heß im Arm, die sagte: *Ti amo, ti adoro, Manrico, Manrico ...* Alle sahen zu, wie das einsame Paar sich über dem spiegelnden Parkett hinwiegte. Aber sie tanzten durch die Tür, und hinter ihnen

wogten die Paare auf, als sei eine Schleuse geöffnet und gestautes Wasser breche ins leere Bett.

Neben Ellen Ambach blieben sie stehen. David umfing lachend die Schwester, und Herr von Saslawski sagte: "In diesem Haus wohnt die Freude."

Julian Klotz trat heran und sagte: "Das ist heute! Es ist schön, daß man sich vor morgen fürchten möchte."

Adele lächelte bitter.

"Morgen," sagte Abel von Saslawski, "morgen werden wir – "

"Oh, morgen", sagte Ellen Ambach wie im Grauen.

"Wissen Sie nicht," sagte Esther, "daß Herr von Saslawski in das Morgen sieht? David, was hat er uns prophezeit?"

"Schicksallosigkeit ...", sagte David und lächelte.

"Oh, – " sagte Ellen, ein fast verzückter Ausdruck trat in ihr Gesicht, "lieber leiden."

Abel sagte wieder: "Morgen werden wir – "

Aber da sagte Moritz Berg plötzlich – und es klang fast zu ernst für diese Stunde: "Seien Sie still, seien Sie still. Wir wollen unser Schicksal nicht erfahren. Könnten wir je noch lachen, wenn wir es wüßten?"

Drüben in der Tür stand Dietrich Taschner. Unbeherrscht – ihm war, als sähe er sie niemals wieder mit ihrem schmalen Hals, den mageren Schultern, den trostlosen Augen – unbeherrscht sah er Ellen Ambach an. Als wollte er sie töten, um ihrer sicher zu sein.

Der Hauptmann kam mit schmalen Lippen, das Hemd zerknittert. Er sah aus, als hätte er zuviel getrunken und geraucht.

Um drei Uhr begann man aufzubrechen.

Drei Paare tanzten noch im Saal. Alban Bentheim konnte nicht aufhören. Die Musikanten spielten im Schlaf eine Polonaise, die in einen Galopp mündete. Die Glaslüster klirrten von den zwölf Füßen. Moritz Berg und seine Kinder standen wieder oben an der Treppe und dankten.

Wie von Vogelschwärmen klang es. Stimmen und Flügelschlagen. Es duftete nach Wein, Früchten, Kaffee und russischem Tabak. Die

Parfüme der Mädchen zogen sich wie Girlanden von Rosen und Veilchen und Reseden durch alle Räume.

"Danke, danke!" zwitscherte es. "Wie schön war es. Gute Nacht, gute Nacht. Süße Esther, gute Nacht!"

Alle alten Herren lachten. Diese Jugend kitzelte sie. Mitten durch das Gewühl ließ sich der alte Bentheim hinuntertragen. Er hatte die Hand seines Freundes gedrückt, daß es wie ein Versprechen war. "Alban!" klang sein Bärenbaß durch das Treppenhaus. "Alban! Schlingel!"

Alban tanzte mit Aurelie Unwirsch aus dem Saal bis zur Treppe.

Unten stand der kleine Herr Unwirsch mit ihren Galoschen hilflos da. Schlitten läuteten vor der weitgeöffneten Haustür. Die keusche weiße Nacht kam wie ein Lied hereingeströmt.

Oben im Saal verstummten plötzlich die heiseren Geigen. Mädchenstimmen schwollen wie ein Lerchenchor auf. Der unirdische Glanz des Schnees fiel ins Haus, das Licht der Kandelaber erbebte.

Ulrike und Judith, die noch den Walzertakt im Blut hatten, umfaßten sich in ihren Mänteln und Kopfschals und drehten sich unten im Hausflur.

Anselm Wermut stand auf der Straße und sah nach den Sternen empor.

"Komm," sagte Hauptmann Ambach, "Mademoiseele wird nicht nach den Kindern gesehen haben."

Ellen sagte: "Ich werde mit ihnen nach Arosa gehen." Sie fragte nicht, wie sonst, ängstlich und ergeben. Sie sagte einfach: "Ja, ich gehe mit ihnen nach Arosa. Morgen packe ich."

"Und das Geld – ", sagte der Hauptmann.

"Oh", sagte sie und trat auf die Straße. "Ich werde an Mama schreiben. Und Mademoiselle nehme ich nicht mit."

Auch sie suchte die Sterne. Sie blitzten. Und sie dachte, daß sie ihnen in Arosa näher sein würde. Aber, würden es nicht dieselben wie diese hier sein? ... Es war nicht weit genug. Und immer würde sie sich erinnern müssen ...

Die schlafende Straße war aufgeschreckt. Der Brunnen stand in Schnee und Eis und träumte von fließendem Wasser und Vögeln, die an seinen Strahlen nippten.

Julian Klotz ging still hinter Abel und Adele von Saslawski, die nach dem Münsterplatz einbogen. Er ging wie ein Schatten lautlos hinter ihnen her, obschon er jenseits wohnte. Bis sie in ihrem Haus verschwanden. Dann ging er an der Tür vorüber und lächelte wie einer, der sich selbst vergeben hat.

Auch Nikolaj ging nicht heim. Er wanderte zum Bahnhof hinaus, wo in den Anlagen das große Hotel stand. Jetzt schlief es auch. Nur in der Glastür unten war ein schwaches Glänzen, das Licht des Nachtportiers, der angezogen auf einem Sofa im Bureau schlief. In zwei Stunden ging der Frühzug aus Basel durch.

Oben an einem Fenster stand die Fürstin Malakoff. Sascha, der Hund, schlief laut atmend.

Sie war noch in der weißen Seide, die ihre Nacktheit preisgab. Sie war drei Stunden durch ihre Zimmer gegangen. Zwischendrin hatte sie Mascha packen lassen, hatte gelesen, hatte ein Telegramm aufgesetzt nach Paris. Man sollte ihr im Grand Hotel die Zimmer bereithalten, die sie zu bewohnen pflegte. Oder sollte sie nach Venedig, das sie in dieser Jahreszeit liebte, wo es kalt und stürmisch war, alle Gondeln ihre Calze⁷ trugen und wie Särge auf der Lagune herumgeworfen wurden? Oder nach Wien und Musik hören, Musik, Musik? Oder Moskau und im Palais Malakoff Feste geben mit Zigeunern und französische Primadonnen singen lassen, die Pawlowa tanzen lassen und die schönen verseuchten Offiziere zu ihren Füßen sehen? ...

Jetzt stand sie am Fenster. Erst seit einer Stunde war es drüben am Bahnhof still geworden. Die letzte Lokomotive hatte ausgeschraubt. Die Lichter standen weiß und gelb, rot und grün in stummer erstarter Prozession.

⁷ calze (ital.) = strümpfe; eventuell ein umgangssprachlicher ausdruck für schutzhüllen? – Auch venedig gehörte zu münzers lebenslang vertrautesten städten. Ebenfalls in zürich handeln der roman PHANTOM und die erzählung EINE STUNDE VENEDIG (in: BRUDER BÄR, originalausgabe bei www.autonomie-und-chaos.de) sowie wichtige kapitel seines romans JUDE ANS KREUZ (alle drei wiederveröffentlicht bei www.autonomie-und-chaos.berlin). Außerdem spielen münzers novellensammlung VERIRRTE BÜRGER und sein roman SCHWEIGENDE BETTLER in zürich.

Es war hell draußen vom Schnee. Ein Silberschein lag über dem Platz. Jetzt glitt ein Schatten unten über den Fahrweg.
"Kolja", sagte die Fürstin halblaut. "Nikolai Iwanowitsch ..." Sie hielt den Atem an, als könnte er sie verraten.

ζ

Die Tür zu Martio Hadras Zimmer stand offen. Mario saß an dem Mitteltisch, den eine scharfe Lampe in gleißendes Licht tauchte. Ein Mikroskop funkelte wie ein kleines Zauberinstrument, der Spiegel blendete wie die Sonne. Mit einem feinsten Messerchen schnitt Mario ein Präparat.

"Was treibst du da?" fragte Nikolaj. "Es ist halb fünf."

"Komm, Kolja. Da stehen Zigaretten. Erzähle."

Mario trug einen weißen Kittel, darunter noch das schwarze Festgewand. Die Heizung kühlte langsam aus, wie Morgenluft zog es durch das Haus.

"Du bringst Schneeluft mit, Kolja", sagte Mario. "Habt ihr bis jetzt getanzt? Und Esther?"

"Esther tanzte nicht." Plötzlich mußte Nikolaj lächeln. "Zum Schluß einmal tanzte sie mit ihrem Vater eine Runde. Ganz allein. Alle sahen zu. Es war, als wenn unser aller verlorene Jugend – aber wir sind doch noch so jung – noch einmal an uns vorüberschwebte."

"Ja", sagte Mario und sah irgendwohin, seine Hände sanken vom Mikroskop herab.

"Aber es ist sinnlos," sagte Nikolaj, "wozu sich in Menge versammeln! Essen! Aus gemeiner Notdurft ein Fest machen: wie unappetitlich. Tanzen! Aus dem schönsten Glücksausdruck des Menschen eine Massenerie machen! Konversation: das größte Wunder des Menschen, das Redenkönnen, zum Geschwätz erniedrigen!"

"Nicht unduldsam sein, Kolja!"

"Warum mache ich mit, ich, der ich einsehe! Ich schämte mich meiner den ganzen Abend."

"Du fügst dich nur ein. Wie wir alle."
"Wenn einer wagte, den Anfang zu machen ..."
"Man bliebe ja immer allein, Kolja."
Nikolaj umschlang ihn von hinten. "Sprich zu mir, Mario, mein Bruder."
"Auch du schweigst."
"Mir kann niemand helfen", sagte Nikolaj. "Du hast mir geholfen, soweit ein Mensch dem anderen helfen kann."
"Ist das nicht vielleicht das wenigste, Kolja?"
"Ehre dem Andenken deines Vaters. Er ließ dich helfen."
"Ja", sagte Kolja. Die Glasplättchen für die Präparate klirrten.
"Er war gut", sagte Nikolaj.
"Laß uns schweigen, Kolja", sagte Mario und beugte sich über das Mikroskop.

Eine Stunde später stand Mario vor seinem Bett. Das Leinen schimmerte frisch. Eine Rosenspitze, gelb unterlegt, war in die Kissen eingesetzt.

Er erinnerte sich, wie seine Mutter mit den schweren Beinen, halb gelähmt, oft des Abends zu ihm gekommen war, Gute Nacht zu sagen.

Wie ein Prinz liegt er da, sagte sie. Nie war ihr etwas schön genug für ihn. *Schlaf, mein Leben, mein Kind, schlaf, mein Jungele*. Sie küßte ihn, und er sah dicht über sich ihre zu früh gealterte Stirn, die ewige Schmerzen zusammengezogen hatten, ihre Augen, die tränkten, ihren blassen Mund, dessen lockere Zähne nichts beißen konnten ... Er setzte sich auf das Bett. Er hörte die Stimme der Fürstin, die ahnungslos von seinem Schicksal sprach: *Wir haben ja auch unsere Seuche. – Der ahnungslose Kranke, er weiß nicht, daß ihm die Krankheit im Blut sitzt*.

Das würde immer Geheimnis bleiben: hatte sein Vater gewußt? ... Die Frau getötet, die Kinder zur Unfruchtbarkeit verdammt ... denn nie dürften sie wagen, ihr Leben, das vielleicht vergiftet war, fortzusetzen. Blandine alte Jungfer, er ein Junggeselle.

Und die Liebe war da ...

Aber Liebe ohne Kind: Zwischenspiel und zerbrechlich.

Liebe – konnte nicht schon sein Kuß vergiften? Konnte nicht die Mutter, als sie ihn küßte – *Schlaf, mein Leben, meine Augenweide, schlaf* – mit der süßen Feuchtigkeit des gottheiligen Kusses das Gift ihm in die Schleimhaut geimpft haben? ... Wie, in jedem Hauch dieses geliebten Muttermundes Krankheit, Verderben, Siechtum, Tod? ...

Es trieb ihn empor. Das Fenster auf! Lügnerische friedenvolle Nacht! Du Lügenmaske der Heiterkeit, der Freude über der Welt! Ahnungsloser Mensch, du einsamstes Tier auf Erden, sobald du weißt!

Und er, er wußte! Er kannte das giftige Gewürm, das ihm den Rücken fraß. Und er hatte Gewissen. Er ließ die Rose fallen, er zertrat sie, er freite keine Gefährtin. Jammer, daß er wußte! – Oh, nein! Gesegnetes Glück des Wissens: nun konnte er schuldlos bleiben.

Eine Tür im Haus ging. Das war Tante Laura. Um neun im Bett, war sie die erste auf. Nun stieg sie in den Keller und sah selbst nach der Heizung.

Mario sah nach den Sternen. Sie glänzten noch immer. Die eingeschneiten Berge standen träumerisch. Der ahnungslose Mensch durfte schlafen.

Er wachte, der Wissende, das einsamste Tier auf Erden.

ζ

Moritz Berg ging umher und löschte die Lichter. Der rosa Balkon, der gelbe sanken in jähe Dunkelheit. Im Saal war ein Fenster offen, es war kalt. Blumen lagen auf den Teppichen, ein vergessener Frauenhandschuh auf einem Tisch. Im Eßzimmer auf den Büfetten standen Gläser und Teller und Schalen, Löffel lagen in einem silbernen Haufen.

Es war totenstill. Aus dem Herrenzimmer wälzte sich der kalte Rauch herein. Jetzt war nur noch der Flur hell.

Dort stand Esther. "Ja," sagte sie, "nun ist es vorbei. Und jetzt ist mein Kleid doch zerdrückt."

"Morgen," sagte David, der auf einer Bank saß, "morgen ..."

Alles war plötzlich anders, so traurig, einsam.

"Morgen", sagte Esther langsam. "Wie ungewiß ..."

Der Vater kam aus dem Musikzimmer. Er sagte: "Wir haben vergessen, Olivia Daum um ihre Berceuse zu bitten."

"Ach, Olivia Daum", sagte Esther. Wie gleichgültig doch, im Grunde, alles, alles war. Nun war auch ihr Kleid zerdrückt.

Sie ging zum Vater und küßte ihn. "Gute Nacht, Vater. Wirst du noch schlafen? David, geh doch."

David stand auf. "Gute Nacht, Papa. Jetzt werde ich dir abends immer Platon vorlesen. Willst du? Von Sokrates und Alkibiades. Griechisch. Kannst du noch soviel, Papa?"

"Nein, Kind, ich habe Griechenland lange verlassen."

"Ich will es dir übersetzen, Papa. Ich werde Platon lesen mit Herrn von Saslawski. Man liebt ihn, Papa, nicht wahr?"

"Er ist ein Mensch."

Esther stand noch an der Treppe nach oben. Sie sagte: "Wie du das sagst, Papa. Ein Mensch. Und was die anderen?"

"Der eine ist das Meer, der andere die Muschel. Jede Muschel rauscht, aber es ist nur Echo."

"Papa," sagte Esther leise, "wie findest du Alban?"

Moritz Berg schwieg. Dann sagte er: "Ich hörte ihn einmal sagen: *Das Weib und alle anderen jagbaren Tiere ...*"

Dann nickte er ihnen zu.

Esther machte in ihrem Zimmer Licht. Sie zog sich langsam aus und legte das weiße Mullkleid über einen Stuhl. Sie streichelte es und dachte an die Rose, die unter Marios Fuß starb, weil sie um sie gebeten hatte.

Sie verstand ihn nicht, aber sie glaubte an ihn. Sie durfte also nicht länger daran denken.

Sie eilte sich, ins Bett zu kommen. Aber schlafen wollte sie noch nicht. Sie blieb, bei hellem Licht, aufrecht sitzen und grübelte.

Alban und Mario – Wie schrecklich war es, daß ein Mann von vielen Frauen kam, ehe er bei der einen blieb! Was für Erinnerungen brachte er in die Ehe mit! In der Liebe welche Traurigkeit! Denn wie durfte er einer Frau noch glauben, nachdem so viele andere vor ihm leichtfertig gewesen waren! – War es denn jemals Liebe, wenn es enden konnte?

Zugleich sah sie Ulrikes lüsternes Gesicht und das hoffnungslose reine Gesicht Ellens. Sie sah Adeles verkümmertes und ihrer eigenen Mutter in Liebesfülle erblühtes Gesicht.

Wundersames Leben! Schicksalsfülle und Fühlens Überfluß! Und sie schicksalslos?

Da lächelte sie. Spürte sie nicht in ihrem Herzen eines Geschickes ganzes Paradies keimen? Der Baum der Erkenntnis wuchs, schon reifte seine Frucht unter den Schauern ihrer Seele. –

101

David stand an seinem Fenster. Der Schnee draußen schimmerte. Es war schon eine Morgenstunde, aber sie schauerte im Mantel der Nacht.

Jetzt sagte er, was sie hatte hören wollen: "Ich liebe dich ..."

O Namenloses, Unaussprechliches, Unbekanntes, das du bist, wohin das Auge blickt, bist in allem, was das Ohr hört, bist noch in allem, was doch Gefühl wird. Er hob mit geschlossenen Augen sein Gesicht hin: dem unbekanntem Glück ...

Er wartete: Nichts –

Er hob die Arme entgegen: Leere –

Er lauschte; O Stille ... Denn es war Nacht. Selbst die sich liebten, schliefen. Und alles versank in Einsamkeit.



Pan und die anderen Götter

Es wurde Frühling, von den Bergen rann das Grün in die Täler hinab und floß in die Stadt. An den Mauern erblühten die Glyzinien, üppiger als je wucherte der Flieder. Die Kastanien waren ganz Blüte und die Straßen weiß und rot beschüttet.

David Berg ging umher und nahm Abschied. Er sollte nach München. Es war das erste Semester, nun wurde er wirklich Brückenbauer.

"Mit Gott und Glück", sagte Adele von Saslawski, die in all dem Blühen und Duften wie ein herbstlich gebliebener dürrer Strauch stand.

Esther blieb bei ihr, und David ging hinein zu Herrn von Saslawski.

"Fährst du also?"

"Heute nacht."

"Adieu, Phaidros. Glaube an die Götter."

"Ich danke dir", sagte David. "Der blaue Himmel, den du über mich wölbtest, kann niemals einstürzen."

"Nun habe ich einen Sohn", sagte Herr von Saslawski, der in diesem Winter ganz grau geworden war und schwerer und langsamer ging.

"Komm, sprich mit mir das Gebet des Sokrates."

Er legte ihm die Hände auf die Schultern und sprach fast feierlich: "*Geliebter Pan und ihr anderen Götter hier um uns, gebt mir, daß ich schön werde in der Seele, und daß alles, was mir zukommt, zu meiner Seele freundlich strebe! Gebt mir, daß ich den Weisen für reich halte, und vom Golde sei mir stets nur soviel, wie der Mäßige bedarf. – Soll ich noch mehr sagen, Phaidros? Ich habe um alles gebeten, was ich brauche.*"

David antwortete ernst mit den Platonschen Worten: "*Auch ich bitte um dasselbe für mich. Freunde sollen sich in die Güter teilen.*"

So schieden sie.

Aber Esther blieb bei Adele, die vor dem Flügel saß und einzelne Töne anschlug. Sie waren Freundinnen, manchmal sagte Adele

endlich laut zu einem Menschen, was sie sonst sich selbst verrschwiegen hatte.

"Ich dürste nach Liebe", sagte sie still und griff einen Akkord. "Ich Alte, Trockene, Häßliche. Ich kenne seinen Mund nicht."

"Es ist soviel Liebe auf der Welt ...", sagte Esther.

"Liebe," sagte Adele, "Liebe hat keine Mehrzahl. Es gibt immer nur eine. Und wenn mich selbst andere lieben würden, was hülfte es? Ich liebe ja nur ihn."

"Er ist auch nicht glücklich", sagte Esther. "Vielleicht sucht ihr euch beide nur selbst."

"Nein", antwortete Adele und lächelte. Dieses Lächeln voll Güte und Erbarmen, Liebe und Demut gab ihr eine heilige Schönheit. "Nein, seine Seele sucht auf anderen Sternen."

Nach einem Schweigen fragte Esther: "Weinst du nie?"

"Nein," sagte Adele, "nein. Nur wer glücklich ist, hat weinen gelernt."

104

ζ

David ging in Anselm Wermuts kleinem Zimmer umher. Da stand sein eigenes unvollendetes Bild. Es gelang Anselm nicht, den Glanz zu finden, der wie von einem jenseitigen Licht auf dem Antlitz des Jünglings lag.

"Ja," sagte er, "nun packe auch ich. In acht Tagen gehe ich durch die Höfe des Louvre in den *Salon carré*. Paris – ich werde eine süße Geliebte haben, ein kleines Mädchen mit winzigen Füßen und gepudertem Hals ..."

"Ich werde Sie besuchen, Anselm."

"Kommen Sie. Aber bald. Ehe ich da verhungere." Plötzlich sagte er wütend: "Alles dreht sich um die Liebe auf der Welt. Aber man wird nicht einmal satt von ihr!"

Er riß eine Palette an sich und biß die Zähne zusammen. Die Tränen stiegen ihm in die Augen. "Und," sagte er heiser, "und wenn man wenigstens die Liebe hätte! Aber was hat man: Begierde! Trieb! Und

wenn sie kommt, die man lieben könnte, ist man verdorben und unrein und nicht mehr würdig."

David preßte die Lippen zusammen, als wäre ihm etwas körperlich zuwider. Es quälte ihn, das zu hören. Er wollte es nicht hören.

Aber Anselm Wermut redete weiter wie im Fieber, als hätte er ein Geschwür aufgeschnitten, aus dem nun aller Eiter gepreßt werden müßte. "Ja," sagte er, "Alban redet gerne von den *Weibern und anderen jagbaren Tieren*. Jagd? Sie sind es, die uns jagen. Uns hetzen sie und verwunden sie. Nicht einmal den Tod können sie geben. Waidwund machen sie uns, mit den Kugeln und Messern im Fleisch lassen sie uns weiterlaufen. Und wir verbluten langsam. Sie haben ja gar keine Zeit, uns zu Tode zu quälen, denn eine neue Beute winkt."

Er riß David zu sich herum und rief wie in Haß: "Warten Sie nur, Sie werden es nicht anders haben. Sie gehen da herum, als ob es keine Frauen gäbe. Aber wieviel Läufe sind schon auf Sie angelegt!"

"Adieu," sagte David, "ich muß nun gehen."

In seiner Tasche brannte ihn aufs Fleisch eine kleine gehäkelte Börse mit Goldstücken, die er Anselm hatte dalassen wollen. Er wußte nicht, wie sie ihm geben. Hinausgehend legte er sie auf die Staffelei seines Bildes.

Anselm sah es und erblasste. Er sagte: "Sie brauchen nicht so diskret zu sein. Ich nehme es ganz ungeniert. Ihr seid ja reiche Leute."

Er steckte das Geld ein. Aber nun war er wie mit Blut begossen. Er ließ David Berg allein hinausgehen, und als die Tritte auf der Treppe verhallten, warf er sich wild auf die Erde. Er schluchzte ohne Tränen und stammelte und richtete sich wieder auf. Mit plötzlich bitterem, ironischem Lächeln sagte er: "Rubens, Rembrandt, Raffael, steht mir bei!"

Alban Bentheim hatte seinen Vater begraben, der dem dritten Schlafanfall erlegen war.

Es war acht Tage nach der Beisetzung, Alban saß am Schreibtisch des Alten und las in einem kleinen Buch. Da hatte der Vater notiert, welche Summen er im Laufe von drei Jahren an Moritz Berg geliehen hatte. Aber es waren keine Schuldscheine da, die Geschäftsbücher drüben zeigten keinerlei Eintragung.

Also Geschenke, dachte Alban Bentheim. Plötzlich lächelte er. Sein frisches, sorgloses Gesicht errötete.

Da standen zwanzigtausend Mark unter dem Datum des Todestages. Ein paar Stunden später, und Moritz Berg wäre zu spät gekommen. Wie lange konnten zwanzigtausend Mark vorhalten? Und dann – würde dann der Bankier zu ihm kommen?

Lydia Berg hatte zwei fabelhafte Begabungen: Gesang und Verschwendung. Er, Alban, würde dann – vielleicht – eine Bedingung stellen: Lydia Berg sollte heimgehen ... das Theater verlassen ...

Sie war eine gute Mutter, sie liebte den Mann und die Kinder. Jetzt wußte sie nichts, sie nahm, und glaubte, sie nähme vom Überfluß. Wenn sie erführe, daß die Rettung bei ihr lag –

Er sah aus dem Fenster. Das Haus lag an der Ostseite des riesigen Fabrikhofes. Das Sausen der Maschinen war eine wunderbare Bewegung der Luft. Es gab Tag- und Nachtschichten. Wenn am Sonntag die stählernen Ungeheuer schliefen, war die ungewohnte Stille fast beängstigend. In Mauern und Fußböden war ein sanftes stetes Beben. Wie liebte der junge Bentheim dieses Vibrieren des Lebens noch in Gestein und Holz. Es pflanzte sich in seinen Nerven fort, er war immer wie elektrisch geladen, ein bebender Motor, angedreht, noch nicht losgelassen. Aber unter dem bloßen Finger einer Frau wurden alle Kräfte frei.

Nur der Sonntag war ein toter Tag. Die Fabrik schlief, die Luft ruhte, die Mauern erstarrten. Alban konnte nicht vom Diwan aufstehen. Er zwang sich zu essen. Die Bücher fielen ihm aus der Hand. Alle Pläne, Sorgen, Erfüllungen starben in seinem Gehirn ab. Nach dem Fieber der Woche erschlaffte er und fiel zusammen. Alles, was Frau war,

erlosch in seinem Blut. An diesem Tag des Friedens sah er nur Esther Berg vor sich schweben, die sich vor seinen Händen fürchtete, weil sie Frauenhaar und -leib kannten.

Wie süß mußte es sein, durch diese Angst zu ihr zu dringen. Zu spüren, wie das Sich-Zusammenfallen aus Abscheu auseinanderging, sich bebend teilte, um in Wonne wieder zusammenzuschlagen ...

Er sah aus dem Fenster; die stille Sonne des Aprils, der vorzeitig warm war, lag auf dem leeren, sauberen, weiten Hof, den ein Abglanz der Backsteinbauten rosig färbte.

Am Pförtnerhäuschen vorbei trat David Berg ein. Instinktiv hob Alban die Hand mit dem Notizbuch des Vaters und schob es in eine Lade.

"Guten Tag, David", sagte er vergnügt. "Wie die leibhaftige Zukunft stehen Sie da in der Tür, ein wenig rätselhaft, noch unschuldig, voller wunderbarer Möglichkeiten ..." Er spielte mit jener Schreibtischlade, zog sie auf und zu. Und sie sprachen weiter.

107

"Ja," antwortete David später, "ich werde natürlich bei Mama wohnen. Mama schämt sich nicht, so große Kinder zu haben. Im Gegenteil, sie ist stolz und zeigt uns so gern: *Seht nur, Achtzehnjährige, und ich bin jung dabei geblieben!*"

"Und Esther bleibt beim Papa?" Alban nahm wieder das alte Notizbuch.

"Das kenne ich", sagte David. "Wenn unsere Väter zusammensaßen, hatte Ihr Vater es immer vor sich liegen. – Papa ist sehr traurig. Er hat keinen anderen Freund. Das geht ihm nahe."

"Natürlich", sagte Alban.

"Esther wird es still haben", sagte David.

Alban warf das Notizbuch in die Lade und stieß sie laut zu.

"Aber", fuhr David fort, "es ist ja Papa. Nur um auch bei ihm bleiben zu können, überlegte ich, ob ich nicht Medizin studieren sollte. Aber er selbst ließ es nicht zu."

"Warum gerade Medizin? Wir haben vier Fakultäten?"

"Ja, und ich hätte es auch nie gern getan, am Menschen arbeiten. Lebendes Material. Das ist so unsauber. Meine Steine, Eisen, Stahl, das ist ohne Schlacke, das funkelt in der Sonne, das ist stärker als der Mensch."

"Also warum Medizin?"

"Warum – Mario Hadra findet, der Mensch könne nichts Besseres tun, als Menschen helfen."

"Nichts Besseres – vielleicht. Aber es gibt Schöneres!"

"Ja, ich glaube ihm – aber ich wünschte, es wäre nicht so. Es sträubt sich in mir etwas, sich auszuschalten und zu dienen. Mario will dienen."

"Mein Freund Mario", sagte Alban und lächelte, als streichelte er den Kopf eines Kindes. "Und Sie wären gern beim Vater geblieben, David?"

"Papa braucht uns, das ist es. Mama braucht uns nicht. Mama singt. Und Mama hat Haus und Villa und lebt in der Welt. Sie liebt uns, ich weiß, und für uns drei gäbe sie alles hin. Aber wir nähmen es ja niemals an."

Alban war ans Fenster getreten. Er wandte sich ins Zimmer zurück. "Wirklich, nähmen Sie dieses Opfer niemals an? Gesetzt den Fall ..." Alban lachte. "Gesetzt, daß Ihrer Drei Existenz dieses Opfer irgendwie verlangte ..." Er lachte wieder, als sei diese Möglichkeit allzu ausgeklügelt.

Aber David sagte schnell: "Ich glaube, keiner von uns besänne sich, dann ihr diese Existenz zu opfern."

Alban murmelte: "Ihr seid wohl alle Troztköpfe. Wenn ihr etwas nicht geben wollt, man könnte es weder abbetteln noch abzwängen."

"Nein," sagte David, "ein Mensch wohl nicht. Da müßte das Leben selbst kommen."

"Das Leben!" rief Alban und reckte sich in seinem Reitdreß, daß die Lederstiefel knirschten und sein schlanker sehniger Leib einen Augenblick wie nackt erschien. "Was wißt ihr Bergs vom Leben! Ihr träumt euch so durch. Und am tiefsten vielleicht träumt Lydia Berg. Faßt euch dann einmal das wirkliche Leben an, dann gibt's ein Unglück, aber jedenfalls immer etwas Unüberlegtes. Ihr rechnet nie

mit Tatsachen, sondern nur mit euren Gefühlen. Und eure Gefühle – mit diesen schwanenweißen Segeln treibt ihr ins Uferlose."

David sagte ohne Beklommenheit: "Sind Gefühle nicht vielleicht die stärksten Tatsachen?"

"Nein," lachte Alban, "nein, wir werden uns nie verständigen. Man müßte sich kreuzen können, das gäbe Musterexemplare. Und Ihre Brücken, jedenfalls, David, bauen Sie sie doch lieber mit Mathematik statt mit Ideen."

Sie schieden heiter.

ζ

Erst als es dunkelte, ging David Berg zu Mario Hadra.

Er hatte auf dem Schloßberg gegessen und Abschied genommen. Schon war die ungeheure Rheinebene grün, ferne Türme standen schattenhaft vor dem blauen Duff der Vogesen. Aber im Süden schwebten weiße Gipfel im Äther, Pfühle für Griechengötter, die vertrieben waren.

Die Wälder schwollen von Grün, das aus dem schwarzen Tannenmeer schäumte.

Der Abend kam, Schleier auf Schleier, blau und blauer, senkte sich auf Wälder und Wiesen. Die Stadt unten zerfloß, nur der Münsterturm, von Luft durchspült in seinem durchbrochenen Zierat, stand unbewegt, von keinem Glockenklang gerührt. Die Berge versanken, die Ebene entschwand.

Rings um Davids Kopf erstarrten die Tannen vor des Himmels lautloser Schönheit. Im unendlichen Raum begann ein wunderbares Erblühen. Stern nach Stern ersproßte im Grenzenlosen, Lichter gingen in der Tiefe auf, und langsam legte sich ein Gott das schimmernde Band der Milchstraße um seine Stirn.

Heimat, das war das Schweigen, Heimat.

Kies knirschte. Eine nahe Laterne ging wie ein zärtlicher Stern auf.

Wie seltsam, dachte der junge Mensch, immer wenn es schön ist, ist man allein. Oder ist es so, daß man, zu zweien, diese Schönheit nur nicht sieht? daß das Zu-Zweien-Sein schöner ist als alles dies?
Dann ging er zu Mario Hadra.

Es war still dort im Haus. Tante Laura, der die Wirtschaft viel Zeit ließ, saß immer da und strickte für arme Judenkinder Strümpfe und Jäckchen. Blandine war in Bern, lernte kochen und Säuglingspflege, nahm Samariterkurse und hörte an der Universität Volkswirtschaft. Nikolaj und Mario kamen nur zu den Mahlzeiten aus ihren Stuben. Mario sagte: "Schon heute Nacht, David? Wenn ich dich so sehe, komme ich mir uralt vor. Willst du, dann laß mir das Du da, ja? Schreibe mir und sage du."

"Ja, Mario, danke."

"Du bist doch traurig – ?"

"Weil du dich uralt nennst. Wenn man miteinander spricht, ist man immer gleichaltrig."

"Sprechen, nein, das genügt nicht. Gleichaltrig sind nur Liebende."

David schwieg. Er sah auf den Tisch hinab, auf die offenen Bücher und Kolleghefte. Ein Knochen lag daneben, er berührte ihn mit der Spitze eines Fingernagels.

"Fürchte dich nicht, David. Das ist von dir. Es ist der Armknochen eines Menschen, der als Kind starb ... Gott meinte es gut."

"Gut? Aber ich will alt werden", sagte David. "Mario, warum lächelst du nicht an meinem letzten Abend? Tust du es nie mehr? Einmal warst du heiter."

"Ich habe die Zukunft gesehen. David. Wer diese Nacht durchdrang, lächelt nicht mehr. Das ist der Sinn des Medusenhauptes."

"Aber erst morgen wird es ja schön", flüsterte David.

"Armer Hoffender", sagte Mario. Er stand auf; David umarmend und auf den Stuhl niederdrückend, murmelte er: "Es ist häßlich und gemein, dir so etwas auf den Weg mitzugeben. Vergiß es, hör nicht auf mich, ich bin ein schwermüfiger Narr."

Er strich ihm sanft über das Haar. "Du hast Esthers Haar, David ..."

Er ging von ihm fort und trat ans Fenster. Im Hof stand mit einer Laterne Axel, der Diener, und blickte nach dem Himmel. Auch Axel sah nach den Sternen.

David stand auf. "Ja, nun gehe ich lernen, Brücken zu bauen", sagte er mit schüchternem Lächeln.

"Brücken", sagte Mario am Fenster. "Dann dünkst du dich wie der Herr über Gott. Aber, David, eure ganze herrliche Technik ist ja nur Hilflosigkeit." Heftig fuhr er fort: "Eure Verzweiflung ist es, eure Verzweiflung am Menschen. Euch bleibt nichts anderes übrig, als die wehrlose Natur zu vergewaltigen. Ihr lügt, wenn ihr sie den Fortschritt der Menschheit nennt, eure Technik. Sie ist der Bankrott des Menschentums. Was nützt eine Menschheit mit Eisenbahnen und Luftschiffen, wenn sie keinen Abel mehr hat? Mit jeder neuen Erfindung rottet ihr euch aus. Eines Tages werden die Menschen überflüssig sein. Tiere gibt es ja schon genug."

"Nein," sagte David flehend, "nein!"

Doch Mario sprach weiter, als sei ein Damm gebrochen: "Wohin führt es? zu ungeahnten Höhen? Von euch selber fort! Schickt Luftschiffe zu den Chinesen, überbrückt die Ozeane – ihr entfremdet euch untereinander immer mehr. Die Feindschaft wächst unter dem einen einzigen Menschengeschlecht. *Sprache, Vaterland, Nation, Staat* – was für gemeine Erfindungen! Eine Familie lebt auf Erden. Nie werdet ihr euch durch die Technik verständigen. Laßt die Herzen sprechen, und das Paradies ist wieder da."

David senkte den Kopf.

Mario stand vor ihm und streichelte das schwere blonde Haar. "Nein, David, kleiner David – wie gut dein Name zu dir paßt, du Hirtenknabe, in dem ein König träumt. Aber ach, wozu König sein wollen? Weißt du, was das Höchste ist? Mitmensch. Aber wir verstehen noch nicht, es einander zu sein. Warum vor anderen eine Krone tragen wollen? Ja, wenn sie den Kopf zu senken vermöchte! Aber Kronenträger tragen ihn so hoch, daß sie den Boden nicht sehen, über den sie doch wandeln und dessen Kind sie sind. Blick empör, David, aber nicht über die Menschen hinweg, sondern in

ihre Augen, da sie das Herz nicht zeigen." Er streichelte ihn noch immer.

David, den Kopf wie in Demut gesenkt vor dieser Liebesgeste, flüsterte: "Und die Sterne?"

"Die Sterne? Ja, sieh sie dir oft an, damit du weißt, wie klein alles ist. Sieh sie an und denke an die Ewigkeit. Dazu sind sie da, nicht daß wir sie betrachten – und straucheln." Mario ließ seine Hand herabgleiten. Er lehnte sich an den Tisch und nahm den weißen Kinderknochen. "Ja, das sind wir. Knochen – gehüllt in Träume, die langsam, einer nach dem anderen, abfallen, bis dieser Knochen nackt daliegt. Dann ist es vorbei, und das ist alles."

"Ja," sagte David, der den Kopf noch nicht gehoben hatte, "vorbei – aber so viel Schönes war dagewesen. Man sah Abende kommen wie heut und Sterne aufgehen. Man war allein und man war zu zweien ..."

"Zu zweien," sagte Mario still, "zu zweien – aber da ist man ja am tiefsten allein."

David sah schnell auf. "Jetzt," sagte er, "aber jetzt: du und ich."

"Nein", sagte Mario und umarmte ihn. "Ich glaube, ich dachte an Mann und Frau, an solche, die sich lieben. Aber du und ich ..."

"Wir lieben uns ja nicht", sagte David leise. "Aber ich ..." Er wurde ganz blaß, er sagte es schnell, überstürzt – sonst wäre es in ihm geblieben – "aber ich liebe dich."

"Kleiner Bruder", sagte Mario. Er küßte ihn lächelnd auf die Wange. "Wie du duftest", sagte er. "Und wie ähnlich du doch Esther bist." Er trat zurück und nickte ihm zu. Und David ging hinaus.

Nikolajs Zimmer war leer. Nikolaj war nach Frankfurt gefahren; dort traf er Freunde aus Paris, erzählte er. Er war plötzlich gereist, war heimgekommen und hatte gepackt. Er hatte, am Bahnhof vorbeigehend, die Fürstin Malakoff heraustreten sehen. Sie war mit ihrer Kammerfrau durch die Anlagen nach dem Hotel gegangen, nach einem Vierteljahr Abwesenheit. Er wußte nicht, ob sie ihn gesehen hatte. Er reiste ab ...

David ging durch das stille Haus. Aus dem Souterrain klangen die Stimmen der Dienstboten. Axel hatte wohl die Sterne aufgegeben und saß bei den Mädchen.

Aber als David auf die Straße trat, sah er auch nach ihnen empor. Sie funkelten leidenschaftlich aus ihren unbegreiflichen Räumen.

Ewigkeit, dachte David – *ewig, ewig, ewig ...*

Mario stand an seinem Arbeitstisch und legte den Mund in seine Hände, die nach dem Haar des Jünglings dufteten. Es war wie Esthers Haar ...

ζ

Auf der Bahn stand Julian Klotz und brachte seinem liebsten Schüler weißen Flieder zum Abschied.

Auch die Fürstin Malakoff war da, die aus Nervi kommend Salò passiert hatte, wo Lydia Berg ein paar Tage ausruhte. Sie kam mit ihren Grüßen. In zwei Tagen wollte die Mutter in München sein und David dort finden.

Die Fürstin trug einen leichten kurzen Pelz mit orangerotem Seidenfutter, den Kopf aber unbedeckt. Ein hoher spanischer Kamm überragte ihre Frisur und veränderte ihr immer ein wenig gespanntes Gesicht.

"Ja," sagte sie, "aus Nervi. Und vorher Rom. Wir haben den Fuchs in der Campagna gehetzt. Und den Februar in Paris. Dahin kam ich aus Moskau ..."

"Die weite Welt", sagte Esther.

"Möchtest du nicht hinaus, Herzchen", sagte die Fürstin und sah David an, der sie nicht ansehen konnte. "Hast du Sehnsucht?"

"Nein", sagte Esther und schüttelte den Kopf. "Es zieht mich nichts."

"Die Welt," sagte die Fürstin mit anderer Stimme., "ja, *die Welt* ist auch nur für die Unglücklichen da. Die Glücklichen haben – das

Glück." Sie senkte den Kopf und schlug ihren Pelz auf. Die glühende Farbe der Seide schoß blendend hervor.

Esther sagte: "Wieviel kennen Sie, Fürstin – !"

"Ja", antwortete Awdotja. "Ja. Vielleicht alles."

"Nein", rief Esther. "Wenn man alles erlebt hat, denke ich, ist man ganz still und altert und lächelt nur noch."

"Und ich, mein Herzchen? O nein, du Kind, man ist still und altert, wenn man nichts erlebt. Aber im Erleben bleibt man jung. – David!"

Mit neuer Stimme rief sie ihn heran. Aber er zog den Vater mit sich.

"Es ist ja kein Abschied", sagte Moritz Berg. "Liebende trennen sich nie."

David küßte die Hand des Vaters. "Da kommt der Zug", sagte er.

Man hörte fern ein Brausen, in der Tiefe leuchteten zwei Augen golden auf.

"David", flüsterte Esther. Es war ihre erste Trennung.

"Der Vater", flüsterte David ihr zu.

Sie verstanden sich und ließen die Hände ineinander.

Julian Klotz war gegangen. An diesem Tag spielte er von zehn bis elf Uhr nachts mit Adele von Saslawski.

Es schlug zehn, als der Zug einfuhr. Er hielt nur zwei Minuten.

Die Fürstin trat zurück. Aber während David den Vater und die Schwester küßte, sah er sie dastehen und ihn ernsthaft betrachten.

Während er die Geliebten küßte, wußte er, daß der Kuß dieser ungeliebten Fremden ihn für immer, irgendwie, gezeichnet hatte.

Er gab ihr die kalte Hand, sie sagte: "Erinnern Sie sich, David?"

Er schüttelte den Kopf und stieg ein.

Esther hatte die Augen voll Tränen und sagte doch: "Wir wollen alle glücklich bleiben."

Während David aus dem offenen Fenster zurücksah, war es seltsam, daß alles und alle miteinander verschwammen, aber deutlich sah er die Fürstin, als wäre sie allein im Chaos übriggeblieben, die Fremde, Gleichgültige, die Frau ...

Julian Klotz saß mit seinem Cello neben dem Flügel, wo Adele spielte, so, daß er sie sehen konnte.

Sie sprachen kaum je an diesen Abenden. Bisweilen hörten sie aus dem Saal mit den römischen Kaiserbüsten nebenan Herrn von Saslawkis steten stillen Schritt. Aber heut war es ganz ruhig. Wenn sie aufhörten, schien das Schweigen einer Weltabgeschiedenheit um das Haus zu rauschen.

Es war noch nicht elf Uhr, als die alte Agathe das Teebrett brachte. Adele nickte ihr über die Tasten hin zu und beendete das Beethovensche Andante, indes Julians Part schon ein paar Takte lang nicht mehr erklang.

Ganz leise klappte die Tür hinter dem Mädchen. Julian legte sein Cello fort, Adele stand auf. Aber er sagte: "Danke, keinen Tee heut –"

Und, sich überstürzend, abwechselnd rot und bleich, fügte er mit heiserer Stimme hinzu: "Ich bin zum letzten Mal heut hier. Ich gehe nach Berlin, ins philharmonische Orchester. Ich reise morgen. Darf ich Ihnen Adieu sagen? Und Herrn von Saslawski."

Adele sagte nur, zweimal sagte sie: "Mein Mann ist nicht zu Haus. Mein Mann ist nicht zu Haus."

Dann wurde es still.

Julian trat zwei Schritte zurück, er verbeugte sich tief wie ein Russe vor seiner Madonna, bis zur Erde bückte er sich. Aber Adele hob die Hand.

Sie sagte nichts, sie begriff nichts. Aber dann sah sie wie durch einen Schleier, daß der große blasse Mann dort auf de Knie sank, die Arme sinken ließ und –

Was sagte er? was? was?

Oh, ihr schwindelte – sie hatte es noch nie gehört: "Ich liebe dich."

Sie sank an den Flügel und stützte sich auf die Tasten, die aufklangen. Aber das hörten sie beide nicht. Er sah sie nur, die er anbetete in ihrer verschmachteten Keuschheit und sie hörte nur die Himmelsbotschaft: *Ich liebe dich ...*

Adele sagte mit äußerster Anstrengung: "Stehen Sie auf. Schweigen Sie, gehen Sie. Warum ersparten Sie es mir nicht, wenn Sie mich ..." – sie ahnte nicht, daß ein Lächeln sie überglänzte – "mich achten."

"Ich liebe dich", sagte Julian.

Es war nicht möglich. Es gab einen Menschen, der sie liebte! Einen Mann, der sie begehrte! Diese Stunde belebte den toten Strauch, unter diesem Zauberwort mußte er zu blühen beginnen. Aber sie schüttelte den Kopf und wiederholte: "Stehen Sie auf, gehen Sie."

Er stand schon. Er sagte, als könnte sie es noch nicht gehört haben, vorgebeugt, eindringlich – es war nicht möglich, daß sie es nicht begriff: "Ich liebe Sie – Adele!" rief er. "Adele!"

Da sagte sie: "Sie beleidigen mich." In diesem Augenblick sah sie, daß von seinem Finger die beiden Eheringe gestreift waren. Er hatte alles, was war, begraben. Zum ersten Male liebte er, der doch ein Künstler war, voll Musik, der schön war, der jung war – und er liebte sie ...

Es überwältigte sie, und um sich nicht zu verraten, warf sie den Arm vor und schützte sich: "Mein Mann!" rief sie.

"Ihr Mann", sagte Julian hart und bitter. "Sie haben keinen Mann. Sie –"

Sie unterbrach ihn fast schreiend: "Den besten!" rief sie mit ganz heller, sich überschlagender Stimme. "Ich liebe ihn. Was wollen Sie? Er ist der Zärtlichste, er ist der Liebevollste. Ich liebe ihn!"

Und, sich abwendend, flehte sie: "Oh! gehen Sie!" Und das schwesterliche *Julian* mit ihren Zähnen verbeißend, fügte sie hinzu: "Ich will es vergessen. Reisen Sie glücklich, Herr Klotz."

Sie wartete abgewandt, sie lauschte. Eines wußte sie: wenn er jetzt käme und sie berührte: sie fiel ihm zu. Ohne ihn zu lieben, aber aus Sehnsucht nach Liebe ...

Da hörte sie die Tür. Sie drehte sich um. Da stand sein Cello, er war gegangen.

Sie stürzte zur Tür ... – aber sie lehnte sich an sie stieß sich mit den Händen ab, als wären diese Hände die eines anderen Menschen, von denen sie sich zurückreißen ließ.

Sie läutete.

"Agathe, schließen Sie Herrn Klotz unten auf. Und morgen in aller Frühe sorgen Sie, daß ihm das Cello gebracht wird." In ihrer Stimme war kein Beben.

Sie ging hinüber in den Salon. Da war die kühle Luft des einzig geliebten Mannes. Sie machte Licht. Tote, furchtbar lebendige Männer sahen sie an, der jugendliche Augustus blickte mit seinen funkelnden Emailaugen voller Entsetzen nach ihr.

Und wenn die ganze Welt käme und sich ihr anböte – was half, was nützte es! Sie war ja nicht einmal fähig, zu nehmen. Von einem Einzigem besessen, gab es nichts außer ihm.

Schon war Julian vergesen. Sie stand vor dem trunkenen Platon. Sie sank auf die Knie wie vor einem Altar ihrer Kirche. Aber noch inbrünstiger als dort betete sie, weil sie vor einem Gott ihres Mannes lag.

ζ

117

Als sei es eine Zeit des Abschieds, ging auch Hauptmann Ambach umher und machte seinen letzten Besuch. Er war nach Karlsruhe versetzt worden. Seine Frau, die mit den Kindern bis jetzt in der Schweiz gewesen war, war direkt dorthin gefahren, und ihre Schwester, die verwitwete Gerichtsrätin aus Lörrach, hatte den Haushalt aufgelöst und die Übersiedlung geleitet.

"Und Ihre liebe Frau Gemahlin werden wir nicht mehr sehen?" Sie war nicht ganz gesund. Der Hauptmann wollte ihr die Mühen des Umzugs ersparen. Nein, es sei das richtigste gewesen, sie geraden Wegs nach Karlsruhe gehen zu lassen. Der Abschied von so lieben alten Freunden hier sei eine Art Belastungsprobe des Herzens ...

"Und Ellen" – der Hauptmann lachte – "ist ja nicht gerade robust in Gefühlsdingen."

Ja, das wußte man. Diese zarte Frau! Und wie mager sie geworden war, ehe sie reiste. Aber nun hatte sie sich doch gewiß erholt?

Nun, so einigermaßen, gab der Hauptmann zu. Er hatte sie von der Grenze bis nach Karlsruhe geleitet, wo die Gerichtsrätin die Wohnung fix und fertig gemacht hatte.

Zu allerletzt ging er zu Dr. Taschner hinauf. Er hatte die Frau am Fenster der Konditorei in der Kaiserstraße gesehen. Aber der Doktor war zu Hause. Es war noch ein Patient in der Sprechstunde.

Der Hauptmann wollte warten. Er saß in dem engen kleinen Salon mit der Kopie des Rembrandtschen *Jakob ringt mit dem Engel*.

Er fuhr erst übermorgen, alles war erledigt. Bis auf Dr. Taschner. Noch diese Kleinigkeit, dann in den Zug steigen nach der neuen Garnison. Er hörte draußen eine Tür gehen. Dann Dietrich Taschners erstaunte Stimme auf die Mitteilung des Mädchens. Dann, endlich, hörte Hauptmann Ambach seinen raschen festen Schritt auf den Salon zu. Er warf die Schultern zurück und hatte ein Gesicht, wie wenn er ein widerspenstiges Pferd zwischen den Schenkeln hätte und ihm mit unwiderstehlichem Druck den Atem abschnürte. –

118

Am übernächsten Morgen reiste der Hauptmann. Er kam in geschlossenem Wagen durch die Stadt. Es hatte in der Nacht geregnet, Wagen und Pferde, kotbedeckt, sahen aus, als wären sie seit Stunden auf Wald und Landwegen gewesen.

Eine halbe Stunde später fuhren Herr von Saslawski und Alban Bentheim bei Dr. Taschner vor. Sie hatten die schwere Pflicht, Frau Dr. Taschner mitzuteilen, daß ihnen die Leiche ihres Mannes folgte. Er war um sieben Uhr morgens im Duell mit Hauptmann Ambach am Kyburgfelsen gefallen.

Seit sie allein waren, ging Esther oft mit ihrem Vater, spät abends, den Weg, den sie früher mit David gegangen war.

Sie schritten die Kaiserstraße hinab, die im Lampenlicht schon still dalag. Die geschlossenen Läden hatten etwas Feiertägliches oder Unheimliches. Durch das Tor, dann die Brücke, das Flübchen rauschte sacht. Dann, langsamer, gingen sie die Allee nach Günterstal.

Es war schon Mai, Duft quoll aus Gärten und Wiesen. Helle Fenster überall. Helle Frauenkleider in den Lauben. Hunde spielten träge miteinander.

Die Uhren schlugen sanft von der Stadt herüber, als sie das Dorf verließen. Reiner noch wurde die Luft. Die Wälder standen dunkel und still. Die Wiesen waren ein saches Flüstern. Langsam stieg der schimmernde Weg.

Da saß oft auf einem gefällten Stamm Mario Hadra und ging mit ihnen weiter. Sie nahmen den Vater in die Mitte, der sich auf Esthers Arm stützte.

Sie sagten nicht viel. Esther erzählte, was David schrieb. Aber auch Mario bekam Briefe.

"Manchmal scheint es mir," sagte Esther, "als wären wir drei alte stille Menschen. Am Feierabend angelangt. Haben wir denn keine Wünsche mehr?"

"Ich alle für dich, mein Kind", sagte der Vater.

"Aber ich bin zufrieden", sagte sie. "Ich möchte es niemals anders haben wollen. Was fehlt dir, Vater?"

"Ich denke ja an dich, Liebling."

Sie sahen ihre Gesichter. Im Nachtschein war sie alle blaß. Ihre Schritte klangen laut in dem Schweigen des Waldes. Nichts rührte sich in den Tannen. Über ihnen wanderten die Sterne.

Mario sagte: "Es gibt nur ein Glück: es nie gekannt zu haben. Denn Glück endet ja immer mit seinem Verlust."

Moritz Berg schüttelte den Kopf. "Ihr jungen Menschen von heute! Wir damals waren keine Pessimisten. Ihr lest zu viel und lebt zu wenig."

Er wollte hier auf einem Meilenstein sitzen, die beiden sollten noch ein Stück weitergehen. Sie spürten, daß er allein sein wollte, und gingen den weißen Weg zwischen den Waldhügeln hinauf. Da stand noch ein Haus. Ein Fenster war hell, Mario dachte an die Worte, mit denen ein Gedicht von ihm schloß. Er sagte sie laut, und sie bleiben stehen und sahen hinüber zu dem Geheimnis dieses glänzenden verhüllten Glases, das Liebe oder Zwiespalt, Sorge oder Entzücken verbergen konnte.

*"Du helles Fenster, sieh mich zärtlich an:
Ich bin ein Mensch! noch leidender: ein Mann!
Des Mannes Sehnsucht hat kein irdisch Ende,
Und jedes Glück, ergreifen's seine Hände,
Zerfließt wie Traum. Und aller Dinge Sinn
Ist ihm Erinnerung, nie bleibender Gewinn."*

121

Erst als sie weitergingen, sagte Esther leise: "Wer soll nun trauriger sein, der Dichter oder seine Umwelt? Mario, was ist man Ihnen? – Erinnerung?"

Er schwieg. Sie fuhr fort: "Ist denn Ihr Leben so einsam und abgeschlossen, daß Sie nichts als Erinnerungen an uns mit hineinnehmen können?"

"Ich bin zufrieden", erwiderte er mit ihren Worten.

"Sie belügen sich, Mario. Es ist kalt ohne Liebe."

"Was ist Liebe!" fragte er plötzlich heftig, wie einer, der sich an wunder Stelle getroffen fühlt. "Ist Liebe denn immer nur: zu zweien sein, sich umarmen, Rausch auf Rausch? Ich glaube an Eros, die große Liebe. Und was ist Eros? Nicht die Liebe der Geschlechter, Eros ist der Drang zur Schönheit, der Wille zu Gott, die Kraft des heiligen Werdens. Eros ist die Harmonie von gut, schön und wahr."

Die große aufbauende ewige Liebe ist nur die Gabe des unfruchtbaren Menschen. Es heißt nicht: Zeuge weiter Unvollkommenheit, es heißt: Diene der Idee."

Esther sagte nach einem Augenblick: "Wie Sie sich einmauern, Mario."

Sie blieb stehen. "Veilchen", flüsterte sie geheimnisvoll, als sollten es die Blumen nicht hören.

Am Weg stand ein Laubbaum, von ihm her kam der süßeste Duft, der der Erde entquillt. Sie bückte sich und suchte. Als sie sich aufrichtete, hatte sie die Hand voll feuchter Veilchen und bot sie ihm.

Er sah auf diese zarte Hand hinab, an der Tau hing, atmete tief und sagte: "Warum ließen Sie sie nicht stehen? Jetzt wird sich kein Wanderer mehr daran freuen können und wenn sie bei mir im Glas stehen, bin ich ein Dieb an der Freude der Welt."

Sie ließ die Hand sinken, die Veilchen fielen auf den Weg. "Kehren wir um," sagte sie, "der Vater wartet."

Sie gingen zurück und sahen schon den Vater. Wie ein Schatten kam er ihnen auf dem hellen Weg entgegen.

Plötzlich blieb Mario stehen und nahm Esthers Hand. Er sagte rauh: "Ich muß sein, wie ich bin, Esther. Machen Sie es mir nicht schwerer. Ich muß alle abstoßen. Spüren Sie denn nicht, in welchen Schatten Sie geraten in meiner Nähe?"

"Nein", sagte Esther und sah ihn voll an. "Ich höre ja Ihr Herz."

Er biß die Zähne zusammen, sie hörte sie knirschen. Er sagte hart: "Ich habe kein Herz. Ich habe für jeden Menschen ein Herz. Wer alle liebt, muß ungeliebt bleiben. Wer ihn liebte, bliebe allein."

Moritz Berg kam auf sie zu. Sein Gesicht hatte sich erhellt, als hätte ihm die Einsamkeit wohl getan.

Im Dorf erreichten sie die Straßenbahn. Vater und Tochter fahren in die Stadt. Mario bog in den Wald ein und kehrte über den Berg nach Haus zurück.

Die Fürstin Malakoff ging durch eine stille Seitenstraße zum Hotel. Schon die ersten Junitage hatten die Rosen aufbrechen lassen, und nun trug sie beide Arme voll roter Blüten. Ihre Spur war Duft. Über den Rosen lächelte ihr Gesicht. Ihr entgegen kam Nikolaj Ungemach.

Er wollte ausweichen, sein Fuß zuckte hinüber nach der anderen Seite. Aber unaufhaltsam ging er auf sie zu. Er trug keinen Hut und war stubenblau.

"Nikolaj Iwanowitsch," sagte die Fürstin und blieb vor ihm stehen, "seit wann sind Sie aus Frankfurt zurück? Warum flohen Sie, Nikolaj Iwanowitsch, vor mir, als Sie mich hier ankommen sahen?"

"Sie wissen, daß ich in Frankfurt war?!"

"Warum fürchten Sie mich? Ich sagte Ihnen, daß Sie ohne Sorge sein können. Ich verrate Ihren Aufenthaltsort nicht."

"Lassen Sie mich weitergehen."

"Nun bleibe ich auch nicht mehr lange hier. Es geht nur noch nach Tagen. – Bitte, natürlich können Sie weitergehen." Sie trat zur Seite.

"Geben Sie mir eine Rose", flüsterte Nikolaj. Er sah sie verstört an und fuhr wie ein Wahnsinniger fort: "Meine Eltern leben in Simferopol. O Maminka. Ich werde sie nie wiedersehen –"

"Besuchen Sie mich doch, Nikolaj Iwanowitsch. Sie wissen ja, wo ich wohne."

"Ich habe einen kleinen Bruder. Sieben Jahre. Sie werden ihn einmal aufhängen und ihm die Augen ausstechen."

Der Fürstin entglitt eine Rose.

Nikolaj starrte hinab. Die Fürstin spielte mit ihrer Schuhspitze damit.

"Wie schön ist der Tag", sagte die Fürstin und sah zum Himmel, daran Wolken selig langsam glitten. "Rosen erinnern mich ans Schwarze Meer. In unserer Villa blühen sie das ganze Jahr. – Ich war in Moskau, Nikolaj Iwanowitsch."

"Sprechen Sie russisch", sagte er. "Ich höre es nicht wieder."

Sie fuhr auf Deutsch fort: "Diese Stadt hier ist so reinlich. Man glaubt an die Tugend ihrer Bewohner. Macht es das viele strömende

Wasser in den Straßen? Aber nun verlasse ich sie bald; ich werde nie mehr wiederkommen."

"Wohin gehen Sie?"

"Ich glaube", sagte sie langsam, ihr Blick ließ ihn los. Alsbald dehnte er sich, als hätte er eine Last abgestreift. "Ich glaube, nach Simferopol."

Er starrte sie an.

Schon weitergehend, sagte sie: "Ich werde Ihre Eltern besuchen." Sie ging langsam die Straße hinauf.

Nikolaj bückte sich nach der Rose.

ζ

124

Nikolaj kam aus Marios Zimmer, als Mario die Treppe heraufkam.

"Suchst du mich, Kolja?"

Nikolaj hielt die Linke in der Tasche verkrampft und ging auf seine Tür zu. "Nein", sagte er abwesend. Zwischen den Fingern seiner geballten Rechten drängten sich rote Rosenblätter hervor.

"Kolja, willst du mir etwas in Physik erklären?"

"Morgen", sagte Nikolaj.

"Heut abend sollen wir zu Bergs kommen."

"Morgen", sagte wieder sinnlos Nikolaj und ging wie ein Hypnotisierter an Mario vorbei die Treppe hinab, wieder aus dem Haus.

ζ

Die Fürstin stand am Flügel, auf dem die dunklen Rosen lagen. Sie dufteten betäubend. Sie schloß die Augen, als sie draußen eine Stimme hörte.

Mascha kam und flüsterte. Die Fürstin nickte und öffnete die Augen, als gerade sich die Tür hinter Nikolaj schloß.

Nikolaj blieb stehen, sein Gesicht war wie verzerrt. Als ihn die Fürstin ansah, fiel er auf die Knie. Er hob die Arme hoch über sich, ballte die Fäuste, als wollte er etwas zerschmettern, und schrie, er schrie, es war wie eine tierische Stimme: "Awdotja!"

Sie kam auf ihn zu, ganz langsam, hinter ihr erhob sich Sascha, der Wolf, und strich ihr nach. Sie beugte sich über Nikolaj, seine Arme sanken herab, er fiel zurück an die Tür, und sich bückend, langsam, langsam, küßte sie ihn. Lange.

"Du liebst mich?" sagte sie langsam, ganz langsam, mit gleichsam verschlossener Stimme. "Kolja, Koljenka, Nikoluschka – du –"

Sie küßte ihn. Sein Mund war eiskalt, seine Augen entsetzt, seine Hände zitterten über ihrem Nacken. Ein furchtbarer Wonneschauer durchschloß sie. Erwürgte er sie? ...

Da schlangen sich seine Arme wie ein eiserner Ring in Liebe um ihren Nacken. Sie fiel, nieder zu ihm. Einen Augenblick schloß sie die Augen. Dann leise, scharf: "Du liebst mich? Und du bist treulos – deiner Partei, deiner Idee, deinem Glauben, deiner Aufgabe ... Solltest du mich nicht töten? ... Und ich küsse dich, Kolja, Geliebter ... Dein Mund – sieh mich nicht an, Kolja."

Sie küßte ihn. Der Hund knurrte. Mit einer Hand griff sie in sein Fell. Nikolajs Arme um ihren Hals lockerten sich.

"Komm heut abend wieder", flüsterte sie und riß sich gewaltsam von ihm los. Eine Strähne Haar blieb in seinen Fingern. Ihre Augen waren voll Tränen vor Schmerz.

Den Hund mitzerrend lief sie, schlug die Tür hinter sich zu, lehnte sich an. Sie konnte nicht mehr. Ihr gegenüber hing ein Spiegel, sie sah sich. *Wie schön bin ich, dachte sie, wie furchtbar schön. Wenn er mich gesehen hätte ...*

Sie fiel auf einen Stuhl. Ihr Nacken war blutrot. Am Hinterhaupt spürte sie einen brennenden Schmerz. "Nein," sagte sie, "nein, niemals kommst du wieder, heute abend bist du tot ..."

Sie schnellte auf. Neues Leben spannte sie. Im Spiegel startete sie in ihr neues Gesicht, das nun von der Begierde des ewigen Gedankens: *Rache* verlassen, schon ruhig, still, friedvoll schön geworden war.

Sie stützte sich auf die Spiegelkonsole und zischte sich selbst entgegen, daß das Glas beschlug: "Niemand, niemals kommst du wieder. Heut abend bist du tot."

ζ

Mario Hadra hörte den Schuß. Nikolaj hatte den Revolver aus seiner Stube geholt. Er rauchte noch harmlos und friedlich, aber Nikolaj war tot. In der Linken hielt er eine Strähne blonden Haars. Es schlug neun Uhr. Er hatte bis zur letzten Minute gezögert. Kein Brief war da, kein Wort.

Sein Herzblut floß. Mario kniete noch bei ihm und rief: "Kolja! – Kolja!" rief er und nahm das warme Antlitz des Toten zwischen seine Hände. Die Augen sahen ihn an, als sähen sie noch. Und er war tot.

Da gellte das Telephon durch das Haus, laut wie noch nie. Axel kam die Treppe heraufgesprungen, um Nikolaj zu holen. Die Fürstin Malakoff wollte ihn sprechen.

Awdotja wartete bleich und fest, den Hörer ans Ohr gepreßt. Als nach Minuten nichts weiter hörbar war als dumpfe Geräusche, schwacher Schrei, hängte sie ab.

Sie ging hinüber in ihr Schlafzimmer. Neben dem Spiegel brannten die Kandelaber. Sie betrachtete sich lange.

"Kolja", sagte sie. Ihre Stimme hatte den süßesten Klang. Doch war ein Sprung darin. "Kolja," sagte sie, "Herzchen, mein Kolja. Aber ich liebe dich ..."

ζ

Um halb elf nachts kreuzten sich die Züge auf dem Bahnhof der Stadt. Beide hatten nur kurzen Aufenthalt. Die Rosen in den Gärten blühten so stark, daß noch der Rauch der Lokomotive Duft zu tragen schien.

Es zischte und brauste, Rufe, Signale, Glocken. Menschen eilten durcheinander mit aufgeregten Gesichtern. Kofferwagen wurden vorbeigeschoben. "Aufpassen", riefen rauhe Männerstimmen. "Achtung, Achtung!" In den Gepäckwagen wurde ein Sarg verladen.

Beim Schlafwagen stand Mascha, die Kammerfrau der Fürstin, den Hund Sascha an der Kette, mit dem Necessaire der Fürstin.

Aber die Fürstin stand drüben bei dem in diesem Augenblick eingelaufenen Zug. Moritz Berg und Esther, blaß vor Glück und Spannung, standen vor einem Fenster der ersten Klasse, aus dem sich Lydia Berg hinausbog. Hinter ihr lachte David, so verändert, das schwere blonde Haar kurz geschnitten und das Gesicht gleichsam verdunkelt von einem kleinen Bärtchen.

"Steigt aus," schrie Esther, "steigt aus. Der Zug fährt weiter!"

Moritz Berg hob seine Frau heraus. "Awdotja," rief sie, "du hier? Ja, wußtest du – ? Manrico, mein Manrico hat Geburtstag. Und David kam mit, das wußten sie nicht."

Die Fürstin aber brachte die Leiche des Nikolaj Ungemach zu seinen Eltern nach Simferopol. "Wie gut Sie sind", sagte Moritz Berg.

"Nikolaj ...", stammelte David. Er wußte noch nichts.

Drüben rief man zum Einsteigen. Mascha kam mahnen.

"Jetzt sehen wir uns lange nicht", sagte die Fürstin. "Ich bleibe in Rußland. Jetzt bin ich fertig."

Lydia küßte sie. "Du liebst – ", flüsterte sie ihr ins Ohr. "Ich kenne dich."

"Ja", sagte die Malakoff. "Ich liebe. Ewig. Er ist tot."

"Einsteigen", schrien die Schaffner. Türen schlugen krachend zu. Der Zug, mit dem Lydia gekommen war, schob sich schon aus der Halle. Die hellen Fenster glitten sehnsüchtig-festlich vorbei, Menschenbilder mit starren Gesichtern zogen traumhaft vorüber.

Die Fürstin stand in ihrem Abteil.

Sascha hatte sich aufgerichtet und blickte neben ihr mit seinem Wolfskopf hinaus. Sein Maul stand offen, er lechzte nach Kühle.

Lydia reichte ihr die Rosen hinauf, die ihr Moritz Berg gebracht hatte. Es waren gelbe, die nach süßem Moder dufteten.

"Adieu, David", sagte die Fürstin und gab ihm eine Rose hinab. Er nahm sie stumm. Er hielt den Hut in der Hand. Sascha bellte ihn an, als er die Hand der Fürstin berührte.

"Still, Sascha", sagte sie lachend. "Er will mir ja nichts tun." Schon wieder ernst, fügte sie hinzu: "Ich liebe euch sehr. Bleibt glücklich. Bauen Sie wunderbare Brücken, David. Träumt weiter, ihr süßen Deutschen."

Der Zug löste sich. Ihr schönes stilles Gesicht war plötzlich von Tränen überflossen.

"Nicht weinen", rief ihr noch Lydia zu und schüttelte den Kopf. Da entschwand sie schon im Spiel von Licht und Schatten.

Jetzt kam der Gepäckwagen mit der Leiche. David beugte sich tief. Die Tür stand noch offen, er warf die gelbe Rose hinein.

Dann verglühten die drei roten Laternen in der Nacht.

Sie gingen durch die schlafende Stadt. Nur Träumer und Liebende strichen schattenhaft unter den Bäumen. Über dem Rathausplatz kam eine Schwarm Studenten, im Chor singend. Eine Haustür öffnete sich, junge Mädchen standen da, lachend und sich aneinanderdrängend.

Lydia Berg erschauerte. Sie ging in Moritz' Arm hängend. "Nein", flüsterte sie. "Wir sind nicht mehr so jung."

Er drückte innig ihren Arm, lächelte sie an. An diesem Abend seines sechsvierzigsten Geburtstags war er jung wie an seinem Hochzeitsabend.

Esther und David gingen umschlungen vor ihnen.

"Ja," sagte sie, "Moritz, unsere Kinder, unsere großen Kinder ..."

Sie kam von ihrem Landhaus am Tegernsee, in München hatte sie David abgeholt. Morgen vormittag fuhr sie zurück. Sie hatte sich entschlossen, die *Salome* des Richard Strauß zu singen. Sie probte mit dem Kapellmeister täglich viele Stunden. Eine berühmte Tänzerin, die Konstantine Frick, kam zweimal in der Woche aus München zu ihr hinaus, den Tanz mit ihr zu studieren. Aber Lydia hätte am liebsten Esther gehabt, um mit ihr den Sieben-Schleier-Tanz zu lernen.

"Ich schicke sie dir", sagte Moritz.

"Und du, Liebster? Ganz allein hier? Nein, komm mit. Komm, Manrico, komm!"

Er schüttelte nur den Kopf. Vorläufig ging es nicht. Der eine Prokurist hatte Urlaub, der andere lag mit einem Beinbruch.

"Dann bleibt Esther bei dir", sagte sie.

Alle paar Schritte blieb sie stehen und sah sich lächelnd um. "O du traumhafte Stadt! Unter unseren Füßen das rinnende Wasser. Über alle Dächer kommt Gartenduft. Nirgends sind die Sterne so weich wie hier –"

Sie stand still und sah hinauf. "Ich sehe sie am Tegernsee, es sollen dieselben sein, nicht wahr? Aber dort sind sie mir fremd. Nur hier, wo du bist, sind sie mir vertraut. Nein, jetzt weiß ich, ich liebe ja gar nicht die Stadt, ich liebe euch. Ohne euch wäre ich hier verlassen."

Das Haus strahlte in Licht. Es war wie an dem Gesellschaftsabend gerüstet. Aber diesmal waren es Rosen, an Stöcken und geschnitten, die überall standen. Keine Musik. Die Mutter kam ja mit ihrer Stimme.

Die beiden Mädchen drückten sich in eine Ecke. Lydia aber umarmte sie. "Ihr Guten, Treuen", sagte sie. "Da ist eure schlimme

Frau, die draußen singt, statt sich hier verwöhnen zu lassen. Pfllegt ihr mir meine Liebsten auch gut? – Aber Josef? wo ist Josef?"

Sie wußte noch nicht, daß der Diener entlassen war. Moritz Berg log lächelnd: "Er hat eine Woche Urlaub, Lydia."

Esther und David sahen aneinander vorbei.

Dann ging die Hausfrau durch alle Stuben. Im lichtblauen Zimmer stand schon der Flügel offen. Sie schlug ihn an, lauschte. Heut vormittag war er gestimmt worden. Sie öffnete schweigend die Lippen, als sänge ihre Seele. In einer Ecke lehnte das kleine Cello Davids, auf dem er als Siebenjähriger zu lernen begonnen. Es hatte nur noch eine Saite, David zupfte sie sacht. Ein leiser Ton – Lydia konnte ihn gesungen haben – schwebte durch die Stube.

Im Schlafzimmer wren beide Betten aufgedeckt. Weiße Rosen ohne Duft standen in blauen Krügen überall.

Esther hatte die irische Leinwand mit den Guipure-Einsätzen herausgegeben. Die Betten schimmerten kühl und rein.

Sie tranken nur noch Tee und aßen eingelegte Früchte und kleines Gebäck. Wie immer. Das alte Silber stand auf dem Tisch und die feinen chinesischen Tassen, die der Urgroßvater mitgebracht hatte. Niemals wurden diese königlichen Tassen einem Mädchen anvertraut, immer wuschen sie die Frauen des Hauses selbst.

Um zwölf Uhr standen sie auf, Esther sagte: "David und ich gehen eine Stunde spzieren. Dürfen wir?" Sie wollten die Eltern allein lassen.

Nun war es ganz still draußen. Sie bleiben vor dem Haus stehen und sahen zu, wie der Vater überall das Licht löschte. Nur die zwei Fenster der Musikstube blieben hell.

"Sie soll ganz allein für ihn singen", sagte Esther leise, als könnten es die Eltern noch immer hören. Dann gingen sie, und ohne sich zu verständigen, gingen sie dem Schloßberg zu, nach Mario Hadrass Straße.

"Bist du froh, Esther?" fragte David, und eine Minute blieben sie vor dem Münster stehen, um dessen Turm die Sterne schwärmten, indes alle Bögen und Pfeiler stet und still nach oben stiegen. Es war wie ein

Strömen in dem herrlichen Bau, eine sichtbarlich immer dem Himmel zurinnende Seele, die im Stein lebte.

"Ich weiß nicht", sagte Esther. "Heut ist Vater jung. Aber sonst geht er wie unter einer Last. Seit du fort bist, hat er nicht mehr gelächelt. Jede Woche ist Alban bei uns, der Vater ist so seltsam zu ihm. Furchtsam, gedrückt. Und scheint sich selbst deshalb zu verachten. Manchmal, David, habe ich Furcht."

Sie waren vor dem Hadraschen Haus. Es war ganz finster.

"Sprich mit Mario", sagte David. "Du kannst ja keinen Besseren haben."

"Hat man ihn?" sagte Esther lauter. "Ja, wer ihn auch immer braucht, kann seiner Hilfe gewiß sein. Aber er hilft ohne Herz, und das hilft mir nicht."

David sagte leise: "Er hat ein Herz, aber er läßt es nicht sprechen."

"Warum? warum?" rief Esther.

"Er will allein bleiben."

"Warum?" wiederholte sie. "Warum?!"

"Er will niemanden an sich ziehen – vielleicht sehnt er sich."

"Warum aber?" wiederholte müde das Mädchen.

David sagte wie ein Hauch: "Er hat ein Geheimnis ..."

"Still", flüsterte Esther. Denn dann begann hier ein Heiligtum.

"Setze dich", bat Lydia. Sie kniete vor Moritz Berg nieder und umschlang seine Knie.

"Ich liebe dich", flüsterte sie. "O könnte, könnte ich doch bei dir bleiben."

"Steh auf", sagte er zärtlich, sanft. "Du Geliebte, Herrliche, Wunderbare, knie nicht da."

"Aber ich danke dir. Alles ist heilig hier, wo dein Herz schlägt, mein Gelieber. Du kennst mein Leben draußen, er ist froh, voll Freude, die gut und rein ist. Aber von hier aus erscheint mir diese Freude trüb

und häßlich. Ich möchte nie mehr fortgehen aus diesen Stuben ... – Und morgen früh," sagte sie klagend, "morgen früh wird es mich hinausziehen, und ich muß zurück, ich muß, mein Liebster du, ich muß über tausend Menschen hinsingen und hören, wie die Musik zu mir herauftönt. Auf seinen Takt warten, du Geliebter, und dann einsetzen und sehen – sehen, wie der Ton fortschwebt, als käme er gar nicht aus einem selbst ... – I diese unerträgliche Wonne! Auch Gottesdienst, du, auch. Aber hier – hier – "

Sie legte das Gesicht auf seine Kinie. "Ich liebe dich", begann sie wieder zu flüstern. Bei jedem der zwei oder drei Besuche im Jahr war es das gleiche. "Dich, die Kinder. Behalte mich hier. Laß mich nicht fort. Draußen – ich verschwende dein Gut, ich weiß, du gibst alles für mich. Die Kinder sind ohne Mutter großgeworden."

Ernstler als sonst, flehender sagte sie: "Schließ die Türen zu, laß mich nicht fort. Ich will bei dir bleiben."

Sein Herz stockte. Immer wieder glaubte er es. Ja, es lag in seiner Hand – Aber er sagte, tief zu ihr hinabgebeugt und ihr Haar streichelnd, das ihn mit seinem Duft betörte: "Nein, nein", sagte er wie zu einem Kind. "Du bist nicht für das Haus bestimmt. Geh zurück und singe. An unserer Luft erstickst du."

Sie richtete sich auf. Immernoch vor ihm kniend, sagte sie lächelnd: "Liebst du mich zu sehr oder zu wenig?"

Lächelnd antwortete er: "Wenn nur das Resultat dasselbe ist." Jeder Schatten war von seinem Gesicht gegliitten. Über seinen Augen lag kein Hauch von Sorge. In dieser Nacht.

Sie stand auf. Arm in Arm gingen sie langsam durch die dunkeln Räume, bis in den Saal hinein, wo die Fenster offenstanden und das Bild der Nacht: Dächer, Berg, Wälder, Sterne sie umfing. Wenn sie umkehrten, schimmerte am Ende ihres Weges das lichtblaue Zimmer. Die schwarze Platte des Flügels mit dem rosengefüllten gelben Krug lag wie ein stiller Spiegel da, unergründlich, geheimnisvoll.

Moritz Berg sagte zögernd, unvermittelt: "Alban Bentheim fragte mich, ob ich ihm Esther geben will."

Lydias Arm erbebte. "Alban Bentheim?" Und sinnlos: "Warum?"

"Ich sagte ihm, er müßte Esther fragen. Es käme nicht auf mich an. Aber er fürchtet sich vor ihr."

Als könnte sie alles andere damit beiseite schieben, fragte Lydia, die stehengeblieben war: "Will er eine Jüdin nehmen – ?"

Moritz antwortete: "Der Alte kann nichts mehr dagegen haben."

"Und du?" fragte Lydia.

Sie gingen weiter, wandten sich vom hellen Zimmer ab und kehrte ins Dunkel zurück.

"Wenn sie ihn liebte...", sagte Moritz Berg.

"Ja," rief Lydia, "jeden, den sie liebt! Unser Kind, Moritz, soll unser Kind nicht wissen, was Liebe ist?"

Sie blieben am Fenster stehen. Unbewegt war die Nacht. Kaum flüsterten die Bäume. Die Sterne glänzten. Man konnte glauben, ihr Licht rieseln zu hören.

"Ja, er liebt sie", sagte Lydia langsam. "Aber gibt das ein Recht, um die Frau zu werben? Erst ihre Liebe erlaubt es ihm. – Glaubst du," fragte sie nach einem Augenblick, "daß Liebe Liebe weckt?"

"Nein, man liebt oft aneinander vorbei. Vielleicht immer", fügte er fast unhörbar hinzu.

Aber Lydia, in Gedanken, fragte zögernd: "Und er, Alban Bentheim, beruft sich nur auf seine Liebe – ?"

Heftig sagte Moritz Berg: "Wie denn? Was sollte ihm sonst ein Recht geben?"

Lydia atmete tief. "Hast du Esther nichts gesagt?"

"Nein. Ich weiß, sie ist ganz fern von ihm."

"Komm," sagte Lydia, "jetzt singe ich." Sie setzte sich an den Flügel.

"Meine Lieder?" fragte Moritz.

Sie nickte nur. Sie griff in die Tasten, ein wenig hart, aber die Töne schienen sie sofort zu entrücken. "Ich brauche kein Licht ...", flüsterte sie.

Lautlos löschte er es. Er setzte sich in eine Ecke, von wo er ihre weißen Hände sich bewegen sah. Ihr schönes reines Profil stand dunkel gegen das Fenster. Das Haar war so aufgesteckt, daß es die edle Form des Kopfes nicht zerstörte. Esther hatte ihr einen

Rosenstengel durch den Knoten gezogen. Die gelbe Blüte lag leuchtend da.

Sie sang Schumann und Schubert. Sie sang Beethoven. Dem unbewegten Lauscher schien die Stimme herrlicher denn je. Das war kein irdisches Instrument mehr. Wenn er sie hörte, begriff er immer, daß sie niemals bei ihm bleiben durfte. Eine wunderliche Demut erfüllte ihn, daß sie sein Weib war. Wie Grauen faßte es ihn an, daß er sie hatte Kinder gebären lassen. Was hatte er sich angemaßt, indem er sie zu lieben wagte!

Und sie liebte ihn –

Sie hatte Schuberts *Seligkeit* gesungen. Sie sang ein Lied nach dem anderen. Diese Stimme, durch erlesene Schulung selbständig geworden, war gleichsam unabhängig von der Sängerin. Sie würde immer jung, rein und klar bleiben, wenn ihre Besitzerin schon alterte und ergraute. Ein Engel sang aus ihr.

Moritz Berg sah auf ihre weißen Hände, die sich langsam bewegten. Sie hatte den Kopf in den Nacken gelegt und die Augen geschlossen. Kaum hob sich ihre Brust. Ihr blasses Kleid umströmte sie wie ein Lichtschimmer.

Sie senkte den Kopf, als dächte sie nach: "Noch eins," flüsterte sie, "das letzte. Das *Gebet* von Hugo Wolf."

Moritz Berg rührte sich nicht. Orgeltöne erklangen, er dachte an seinen Hochzeitsmorgen. Als er in ihre Stube trat, wo sie im weißen Kleid unbewegt in der Mitte stand. Die Linke mit dem großen Brautbukett war heruntergesunken, mit der Rechten hielt sie ihr Herz. Sie lächelte nicht, aber ihr Mund bebte. In diesem Augenblick damals hatte sie selbst ihre Stimme vergessen, sie hätte nicht singen können. In diesem Augenblick war Stummheit noch göttlicher als Gesang ... –

Sie sang mit dem vollsten Celloton ihrer Stimme:

*"Herr, schicke was du willst,
Ein Liebes oder Leides;
Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt."*

Nur eine Viertelpause, ihr Atemzug war wie das Echo eines Seufzers. Dann hub der Engel wieder an:

*"Wolltest mit Freuden
Und wolltest mit Leiden
Mich nicht überschütten.
Doch in der Mitten – "*

Da sprach die Begleitung allein – als wollte sie der Stimme das Bekenntnis der Genügsamkeit vorsagen, ihr Mut machen, das Bittere auszusprechen. Ehe sie noch fertig war, fiel die Stimme ein, aber sie wiederholte es erst noch einmal, ein letztes Zögern, ehe sie sich beschied:

*"...Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden."*

Dann verhauchte, tiefer und tiefer hinabsteigend, das Klavier im reinen E-Dur des Dunkels der Nacht.

Moritz Berg rührte sich nicht.

Lydia legte die Hände in den Schoß. Sie hatte den Deckel geschlossen.

Es war ganz still. Die blassen Fenster schienen zu atmen. Von den Rosen im Krug sanken Blätter auf den schwarzen Spiegel.

Lydia wandte sich um. Wie ein Schatten glitt er zu ihr. Sie lehnte sich an ihn, er bückte sich. Sie küßten sich zum ersten Mal in dieser Nacht.

"Komm", sagte sie leise. "Ich sehne mich so nach dir."

Er fühlte das Erbeben ihres Herzens, ihre Hände waren kalt, und ihr Mund, auf seinem, dennoch unirdisch fern, als wären es die Lippen ihres Engels, der ausgesungen hatte.

ζ

Die Geschwister standen auf dem Schloßberg, da wo David an einem stillen Aprilabend Abschied genommen hatte.

"Dort", sagte er, "ist Marios Dach. Das ist sein Garten. Warum muß man ihn lieben?"

"Man spürt," sagte Esther, "daß er ein Dienender ist."

"Aber Christus kommt nicht wieder. Die Menschen können nicht mehr erlöst werden. Alles hat nichts genützt."

"Bist du glücklich, David?"

Er nahm ihre Hand. Er sagte, wie tröstend: "Vielleicht werden wir es einmal sein."

"Mario," sagte Esther, "Mario sagt, glücklich seien nur die, die es nie gewesen sind. Und ich verstehe ihn."

"Aber du solltest es nicht verstehen, Esther."

"David, kennst du das: sich vor dem Leben fürchten?"

"Das tut man wohl immer, wenn man jung ist und das Leben nicht kennt. Man muß alt werden ..."

"Aber dann fürchtet man sich vor dem Tod."

"Warum will man wohl nicht sterben, auch dann, wenn man nicht leben kann?"

"Gewiß hofft man immer noch: einmal, einmal muß doch das Glück kommen ..."

"Es kommt auch wohl immer einmal, Esther, aber da man es nicht kennt, erkennt man es nicht und läßt es weitergehen."

Sie schwiegen und sahen hinab auf Marios Garten. Die Stadt dämmerte unter den Sternen, der Münsterturm schien wie aus Blumengebunden gebaut.

Sie standen auf und gingen langsam den Berg hinab, die gewundenen Wege, zwischen blühendem Gesträuch. Es war nicht finster.

Plötzlich begann David leise zu singen. Er hatte eine sanfte junge Stimme:

*"Mein Stern ging auf in deinem Blick,
Der mir doch entwand.
Nun hängt mein Geschick
An deiner Wimpern Rand.*

*Wende dich nicht ab,
Sieh mich wieder an:
Läge ich im Grab,
Stieg ich himmelan."*

137

"Das ist das Gedicht von Mario", hauchte Esther. "Hast du die Melodie dazu gefunden?" Als wäre sie neidisch auf den Schatz, der in Davids Gedächtnis war, begann sie leise ein Gedicht Marios zu sagen, indes sie die stillen Heckenwege hinabschritten, der Stadt zu, die sich zu heben schien, umdämmert von Nachtschein wie von zarter Flut.

*"Manchmal geh ich so durch die Gassen,
Nicht durch die träumerischen und stillen
Zwischen kleinen Gärten und weißen Villen,
Wo Liebende sich ertappen lassen,
Nein, durch die brausenden, lauten, hellen,
Wo sie schieben, nicht mehr schreiten
Und aller Weltteile Herrlichkeiten
Aus den strahlenden Fenstern quellen,
Wo Bogenlampen im Leeren hängen
Und im schmelzenden weißen Kohlenstiftlicht,
Blaßgesicht an Blaßgesicht,
Die ewig eilenden Menschen drängen.*

*Hupen gellen wie Hilfeschreie,
Und die Menschenstimmen sind wie das Meer,
Und wie Ungeheuer wälzen sich her
Omnibusse in ratternder Reihe,
Kokotten flüstern und Mädchen lachen,
Händler schreien, ein Schutzmann pfeift,
Arm an Arm, Schenkel an Schenkel streift,
Trübe schmerzliche Wünsche erwachen."*

Esther hielt den Bruder zurück. Die erste Straße öffnete sich ihnen, eine Uhr schlug die erste Stunde nach Mitternacht. Sie flüsterte die letzten Zeilen, als gäbe sie Verbotenes oder Allerheiligstes preis:

*"Aber ich treibe dahin, dahin
In meiner Tarnkappe Einsamkeit
Und trage des Abends gesammeltes Leid
Und mein schweres Geheimnis im tiefen Sinn."*

138

Sie schwiegen beide. Erst als sie wieder bei dem Hadraschen Haus vorbeikamen, sagte David: "Warum starb Nikolaj?"

"Niemand weiß es", antwortete das Mädchen. "Tante Laura sagte, er hätte eine Haarlocke in der Hand gehalten. Aber Mario – vielleicht weiß Mario, von welcher Frau sie stammt. Aber, nicht wahr, er liebte?"

"Er liebte unglücklich."

"Unglücklich? Liebe ist immer glücklich."

"Und wenn sie keine Liebe findet?"

Esther lächelte. Sie sah zu den verhängten Fenstern hinauf. "Darauf kommt es nicht an, David."

"Woher willst du mehr wissen als ich? Wir sind in einer Stunde geboren."

"O du Dummer, – Frauen werden doch schon wissend geboren. Und Männer sterben noch unwissend."

"Wo hast du deine Sentenzen her, kleines Mädchen?"

"Ja – !" sagte sie heiter geheimnisvoll. Aber schon wieder ernst: "Ja, Nikolaj ist tot. Nun ist es ja gut. Er hat es hinter sich."

David sagte: "Anselm schrieb mir, daß Mario ihm den Pariser Aufenthalt ermöglicht."

Esther antwortete lauter: "Ja, ich sagte dir, er tut überall Gutes. Aber Gutes tun ist nicht immer gut tun."

"Warum bist du bitter gegen Mario?"

"Ich bin nicht bitter."

"Was quält dich, Schwesterchen?"

"Nichts. Nichts als Papas Sorgen ... – Du, wenn Mama –"

Sie brach ab. Da war ihr Haus, es war ganz finster. Sie schlichen lautlos die Treppe hinauf in ihr Zimmer.

Moritz Berg beugte sich über Lydia. "Schläfst du?"

Aber sie lag mit weit offenen Augen da, die Zöpfe auf dem Kissen neben ihren Wangen, und sah ihn ohne Lächeln an. "Bist du nicht müde, Lydia?"

Sie flüsterte: "Die Kinder sind gekommen. Wie seltsam: ich bin zu Haus – Wo bin ich zu Haus, Geliebter? Bei dir, doch bei dir. Oben meine Kinder – wie wunderbar das ist. Jetzt steht David an seinem Fenster, und es ist das Fenster seiner Kinderstube. Nun sind sie über achtzehn Jahre. Wie unbegreiflich. Meine Kinder von dir, Liebster du. Ein Haus, Mann, Kinder – und ich bin draußen ..."

Bei all dem rührte sie sich nicht.

Moritz Berg hatte den Kopf auf ihr Kissen gelegt, den Mund auf ihr Haar.

Sie flüsterte weiter: "*Doch in der Mitten* – Ist das wahr? Moritz, *holdes Bescheiden* ja, du! Du bescheidest dich. Und ich ..."

"Du", flüsterte er, "bist nicht ich. Ich – o, bescheiden? Es ist ja noch immer zuviel. Du aber bist da, damit man sich ganz gibt."

"Ja, du kannst dich ganz geben. Du bist so ein Seltener. Das muß noch herrlicher sein als zu empfangen. Und David ist wie du. Wenn er sich einmal schenken wird, wird nichts von ihm übrig bleiben. Aber Esther ist ein Mensch für sich ... Esther – ich kenne sie nicht."

So flüsterten die Gatten.

Die Nacht erblaßte. Stern um Stern ging aus, durch das offene Fenster zog Kühle.

Lydia schlüpfte zu ihrem Mann hinüber, sie erschauerte. "Nun," sagte sie, "nun werde ich wieder froh sein. Sieh nur, es ist bald Tag. Um zehn Uhr muß ich fahren. – Manrico," flüsterte sie in sein Ohr, "Manrico, mein Geliebter, sieh mich nicht an. Ich wünsche mir etwas so innig. Darf ich? willst du?"

Er erblaßte tief. Ganz starr sagte er: "Alles, alles. Was willst du, Lieblich?"

Sie schwieg einen Augenblick. "Ein süßes kleines Auto, mein Geliebter. Nur so einen Wagen für die Stadt. Eine schwarz lackierte Karosserie, mit gelben Radspeichen. Und blaue Lederpolster. Und amerikanisches Verdeck aus gestreiftem Zelttuch. – Bist du böse, mein Liebster?"

Sie drückte ihn an sich. Eine Welle Glut, Duft, Begehrlichkeit stieg von ihr auf, schlug über ihm zusammen. Er fühlte sich fallen, sein Herz stand still. Mit dem letzten Rest von Atem stammelte er: "Ja, ja, was du willst, Geliebte. Morgen überweise ich dir das Geld. Ist es sehr viel, mein Herz?"

"Nein," sag sie, "nein, nein, so wenig, wenig, wenig, Geliebtester. Wo ist denn dein Mund? – Wer bin ich? Sag, sag! Deine Frau, deine?"

"Du", sagte er, ganz untergehend. Ihm war, als zerflösse sein Gehirn. "Du, du ..." –

Dann schlief sie ein. In seinen Armen. Wie ein alter Mann starrte er zur Decke hinauf. Er konnte seine Gedanken nicht erjagen.

Und oben die Kinder, ging es wie ein Atemzug Frieden durch das Chaos. Ein Stern stieg auf, ein Geschwisterstern, hoch, höher, höher – da zersprühte er, und Feuer fiel auf Moritz Berg nieder.

Er stöhnte und hielt entsetzt inne. Aber sie schlief. Ihre Zöpfe lagen auf seiner Brust. Wie ein Alp. Er rettete sich in ein Gebet:

*Herr, schicke was du willst,
Ein Liebes oder Leides;
Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt.
Wolltest mit Freuden
Und wolltest mit Leiden
Mich nicht überschütten ...*

*Er starrte in den Morgen hinaus. Jetzt krähte ein Hahn. Sein Arm
starb ab, in dem die Schläferin lag.
Er lächelte und konnte wieder atmen:*

*Doch in der Mitten
liegt holdes Bescheiden.*



Der letzte Gott

Erst als der Zug mit den beiden Geliebten davon war, sah Moritz Berg, daß der Tag trübe verhängt war, von schwülem Wind durchstrichen.

Er betrat sein leeres Haus, und Esthers Stimme klang ihm wie das Echo der Stimme Lydias. Aber Lydia war fort, fort ...

Er lächelte der Tochter zu und ging in sein Zimmer hinauf, nicht ins Bureau. Er setzte sich und schrieb einen kurzen raschen Brief, den er mit einem Boten aus dem Geschäft nach der Bentheimschen Fabrik schickte. In vierzig Minuten konnte er die Antwort haben.

Er ging durch die Stuben, in denen noch die Rosen von gestern standen. Der schwarze Flügel war mit ihren Blättern bedeckt. Er setzte sich an die Tasten und schlug sie vorsichtig an. Wie lange schon hatte er nicht mehr gespielt.

Esther trat in die Tür.

"Willst du tanzen?" sagte der Vater und begann ein Rondo von Chopin.

"Ich bin zu betrübt", sagte Esther und lächelte. "Es ist so leer, Papa. Überall spürt man noch Mama und David, und doch sind sie nicht da ..."

Aber er spielte leise fort.

"Niemand spielt so schön, wie du, Papa", flüsterte Esther. "Es ist, als ob die Musik von selbst entstünde."

"Musik, mein Herz, beginnt, wo man den Spieler vergißt."

Alban Bentheim wurde der Brief gebracht.

Er las ihn, schnell. Dann noch einmal. Sein Gesicht verdunkelte sich, er sann und sann. Langsam griff er nach seinem Scheckbuch – Plötzlich sprang er auf und reckte sich, schlug die Arme auseinander und rief: "Keine Antwort! Ich komme selbst."

Der Diener verschwand, und Alban telephonierte in die Garage, wo seit vier Wochen ein großes englisches Auto stand. Als er hinausging,

hörte er es schon unten rattern, die Hupe stieß ihr brüllendes Signal aus. "Auf!" sagte er, als riefte es zur Schlacht.

Zehn Minuten später stand er vor Moritz Berg. Er sagte: "Ich komme selbst, ich wollte Ihnen nicht schreiben, lieber Herr Berg, daß ich nein sagen muß."

"Ich wußte es, Alban."

Alban Bentheim, der schnell und hart begonnen hatte, fuhr plötzlich verlegen fort: "Ich könnte wohl und möchte auch gern. Aber, mein verehrter Herr Berg, wohin soll es führen? Kann das so weitergehen? Ich glaube, ich handle besser an Ihnen, wenn ich nichts mehr gebe."

"Sie wissen, was ich Ihrem Vater schulde."

"Ich weiß von keiner Schuld."

"Und auch Sie, Alban – "

"Bitte, ich weiß gar nichts."

"Sie müssen mich nicht beschämen, Alban", sagte Moritz Berg sanft und leise. "Ich kann es Ihnen ja nicht zurückgeben, das Wunder ist nicht geschehen. Ich bitte – sagen Sie, ich sei schwach, aber denken Sie nicht, daß ich schlecht sei."

Alban stand gequält da. Er sagte, ohne daß er es wollte: "Wenn Ihre Frau ..."

"Bitte," unterbrach ihn Moritz Berg, "meine Frau hat gar nichts damit zu tun. Wenn Sie wissen wollen, wozu ich seit Jahren das Bentheimsche Geld brauche – "

"Aber bitte, Herr Berg", flüsterte Alban mit verzerrtem Gesicht.

Moritz Berg stand müde auf und gab ihm die Hand. Alban wollte nach Esther fragen, aber in dieser Stunde durfte ihr Name nicht genannt werden. Er wandte sich zum Gehen, aber da überlief es sein Herz glühend. Er kehrte um, lief an den Schreibtisch, riß sein Scheckbuch heraus ...

Moritz Berg legte die Hand darauf. "Nein, Lieber," sagte er mit zärtlichem Lächeln, "Sie waren schon zu gut. Es hat keinen Zweck mehr. Ich habe mich soeben entschieden. Danke, Alban, danke."

Alban Bentheim sah ihn an. "Was für einen Ausweg haben Sie gefunden?" fragte er leise.

Moritz Berg lachte. "Ausweg? Es tut nicht not. Es geht eben auch so. – Adieu, Alban."

Alban ging zögernd. Er stand auf der Treppe still. Sein Herz war so schwer.

Am Nachmittag rief er an. Er ließ Esther ans Telephon bitten und fragte, wie es ginge.

"Gut", sagte Esther erstaunt.

"Und der Papa?"

"Sitzt am Klavier und spielt Mamas Lieder."

"Darf ich Ihnen ein paar Bücher bringen?"

"Wie nett Sie sind, Alban! Bitte."

"Danke schön. Adieu." – Aber er kam nicht.

Nach dem Abendessen sagte Moritz Berg: "Komm, Esther, laß uns durch die Stuben gehen." Das taten sie manchmal. Arm in Arm schritten sie von Zimmer zu Zimmer. Sie ließen sie dunkel. Moritz Berg schloß den Saal auf. Es war schwül darin. Durchs Fenster sahen sie die schweren Baumgipfel sich wiegen, bleiches Gewölk schob sich darüber hin.

Sie sprachen nichts. Endlich sagte der Vater: "Von euch allen bin ich doch der Schwächste."

"Weil du, Vater, alles weggibst. Du liebst zu sehr."

"Mein kluges Kind, vielleicht liebe ich dennoch nicht richtig."

"Liebe ist doch immer richtig, Papa."

"Ja, für den Liebenden. Aber die Geliebten? Vielleicht, Esther, vielleicht denkt man schließlich doch immer nur an sich selbst."

"Du nie, Papa."

"Das wird sich erst erweisen."

"Immer, wenn Mama hier war, werden wir melancholisch."

"Du solltest immer bei ihr sein. Die Luft hier ist nicht gut für dich. Dort ist es freier und fröhlicher."

"Papa", sagte sie leise und lehnte sich an ihn. Ganz leise: "Ich bin lieber bei dir, Papa."

Er schob sie sanft fort. "Sprich heut, mein Geliebtes, nicht so mit mir. Ich bin nicht stark heut abend. – Jetzt will ich noch schreiben."

Er ging ihr voran. Sie folgte ihm in sein Zimmer. Aber er sagte: "Warte drüben auf mich, Herzelchen. Ich bin so zerstreut." In seiner Stimme war eine Welt von Liebe.

Nach einer halben Stunde kam er. Er hatte das Licht bei sich gelöscht und sagte in der Tür – Esther las am großen Tisch, die Lampe bestrahlte ihr schönes schweres Haar – : "Ich trage die Briefe noch zur Post und gehe dann ein wenig."

"Soll ich nicht mitkommen, Papa?"

"Morgen, mein Liebling, morgen."

In seiner Stimme fiel ihr etwas auf. Sie lief zu ihm. "Bleib nicht zu lange, Papa."

"Warte nicht auf mich. Geh schlafen, wenn du müde bist. – Was liest du?"

"Viktoria, Papa."

"Schon wieder! – Gute Nacht, Liebstes." Er nickte ihr zu. Sie ging an den Tisch zurück.

"Esther?" sagte er leise, fragend. "Nein, nein", fuhr er schnell fort.

"Nein, bleib hier. Gute Nacht, mein Kind."

Sie lauschte auf seinen Schritt. Wie schwer war die Luft! Durch die offenen Fenster kam kein Hauch.

Da fiel die Tür ins Schloß. Jetzt auf der Straße sein Schritt, merkwürdig schnell.

Sie las. Aber nach einer halben Stunde kam Alban mit Büchern. "Zu spät?" sagte er. "Wo ist Papa?"

"Spazieren", sagte Esther und schlug die Bände auf. "Wie freundlich Sie sind, Alban", sagte sie abwesend. "Ja, Papa ist spazieren."

"Er war am Vormittag verstimmt. Und jetzt?"

Esther lauschte auf die Straße. War das nicht sein Schritt? "Da kommt er", sagte sie, und mit halbem Bewußtsein nahm sie wahr, daß Alban Bentheim tief atmete.

"Hörten Sie die Tür?"

"Nein, die Tür war nicht gegangen."

Aber noch einmal hatte Moritz Berg vor seinem Haus gestanden und die hellen Fenster gesehen und gezögert und in einer Minute den Totenkampf ausgekämpft ...

Dann war alles gut und still.

Er schlich sich fort, zwischen Menschen hindurch, die er nicht mehr sah, er ging aus der Stadt hinaus, an kleinen Häusern und Gärten vorbei. Er stieg eine Böschung hinauf.

Da glänzten in der trüben heißen windigen Nacht die Geleise. Wie schmale Wasserrinnen kamen sie geströmt und strömten weiter, weiter, in die Ewigkeit hinein, von Ewigkeit her.

Aus dieser Unendlichkeit scholl eine Stimme wie Gottes Stimme, berauschend, rauschend, nah und näher, jetzt donnernd. Gottes Augen erglühten im Grenzenlosen. Eine wonnevolle Furcht befahl den kleinen Menschen. Gott sprach zu ihm und würde sich enthüllen. O unerträgliches Gesicht der Gottheit!

Da donnerte sie ungeheuer heran, der Mensch verbarg sein Antlitz, schwer fiel er nieder, beugte den Nacken dem Gericht. Und Gott, plötzlich sanft, Musik, ein Lied von Schubert, Jubel von eines Engels Stimme, Seligkeit, Lydias Engel – Gott wehte über ihn hinweg, unendlich süß und gut und zärtlich, und nahm im Flug seine sehrende Seele mit ...

"Werdet Ihr mir vergeben, meine geliebten Kinder, daß ich Euch im Augenblick im Stich lasse, wo Ihr arm werdet? Ich habe Euch arm gemacht, o vergebt mir. Ich bin zu schwach, ich liebte nur, ich vermochte nichts weiter. Ich kann Euch nicht entbehren sehen, ich weiß, Ihr wäret mit mir betteln gegangen, aber ich ertrage es nicht. Helft Eurer Mutter, liebet sie nun auch statt meiner. Seid gesegnet. Ihr habt mir den Himmel bereitet. Ich erwarte keinen anderen. – Euer Vater."

"Vergib mir, Lydia, ich konnte Deinen letzten Wunsch nicht mehr erfüllen. Ich sterbe nur, weil es genug des Glückes war. Ich durfte nicht mehr fordern. Immer, immer schon war es mehr gewesen als holdes Bescheiden. Leb wohl, du mein ganzes Glück, mein Leben Du. Ich danke Dir. Ich liebe Dich weiter. Nie war ich des Wunders Deiner Liebe wert. Lebe, geliebte Frau. Es ist nicht schwer, allein zu gehen, wenn ich Dich glücklich weiß. So sei es denn, damit ich es leicht habe. Sei es für mich. – Der, Lydia, der Dich über alles liebt. Und doch noch nicht genug. Denn jetzt, jetzt, indem ich sterben will, denke ich an mich."

ζ

148

Alban war bei Esther geblieben. Sie saßen schweigend, eine rätselhafte Angst stieg mit jeder schwindenden Stunde wie Flut an ihnen höher.

Um Mitternacht schrie das Mädchen auf, als dringe ihr das Furchtbare bis an den Hals und müßte sie nun ersticken. "Papa! Papa!"

Alban ergriff die Schwankende, aber sie strebte in das Arbeitszimmer. Da lagen im aufschießenden Licht gleißend zwei offene Briefe auf dem Schreibtisch.

"O! – Vater!" sagte Esther mit der Stimme einer anderen.

Im selben Augenblick schlug die Glocke an. Das Haus schien zu erzittern von dem gellenden Klang.

Unten standen Leute mit einer Bahre. Ein revidierender Streckenarbeiter hatte Moritz Berg gefunden. Der Körper war zerrissen, aber der Kopf unversehrt. Er hatte ein weißes schmales Gesicht, der halb geöffnete Mund schien zu lächeln.

ζ

Es dauerte vier Tage, ehe die Leiche zur Bestattung freigegeben wurde. Am sechsten begrub man Moritz Berg. In aller Stille. Kaum ein Dutzend Menschen standen am Grab. Der uralte Rabbiner Skurnik sprach, unverständlich vor Tränen. Aber die er geliebt hatte, sahen tränenlos, wie Scholle auf Scholle fiel, Scholle auf Scholle. Es gab keine Möglichkeit mehr, ihn je auch nur zu sehen ...

Sie fuhren allein heim. Das Haus war still wie ein Grab. Man hörte es in den Mauern rieseln. Der Wurm der Zeit fraß hörbar. Man hörte im geschlossenen Flügel die Saiten seufzen. Man hörte in den Polstern die Spiralen der Federn sausen.

Die Mutter wollte allein sein. Sie setzte sich an den Arbeitstisch, den Alban Bentheim aufgeräumt hatte. Bücher lagen ordentlich zu Hauf, Mappen waren schön geschichtet.

So saß sie, sie dachte nicht, sie wartete. Daß sie erwachte, daß er hereinkäme.

Die Sonne schien mit ihren Abendstrahlen herein. Sie stand auf und zog die Gardinen zu und setzte sich wieder hin. Sie sah ein Bild: Nacht, Eisenschienen und ein einsamer Mensch. O, wie einsam. Der Einsamste von allen. Denn niemand – und wie er auch bitten und betteln würde – würde mit ihm gehen. Nicht einmal ein Gedanke war bei ihm. Er kniete über den Schienen hin. Und nun? ... Was, was, was geschah in ihm? Liebte er noch, haßte, fluchte er? Denn nur dieser, dieser Augenblick entschied. Nicht die Stunde am Schreibtisch. Da lebte er ja noch. Aber jetzt, wo der Tod mit Glutaugen auf ihn stürmte, in diesem allerletzten Augenblick – Aber es knirschte ja schon, es riß ihn hin und fort und hinunter, schleuderte ihn von Rad zu Rad, warf ihn weg, entschwand – Und nichts war geschehen. Alles, alles war wie zuvor – –

Sie schrie auf, sie fiel zurück.

Aber Esther war da. Sie hielt die Mutter. "Alban ist da, Mutter. Darf er?"

Er stand in der Tür und kam herein.

Wieder schien es ihm, als sei es eine andere Lydia. Er hatte noch nie Schmerz in ihrem Gesicht gesehen. Es war auch nicht ihre Stimme,

mit der sie sprach, ruhig, fast gelassen. Nur monoton, so erschütternd monoton.

"Alban, bitte, nun sprechen Sie", sagte sie. Esther stand hinter ihr und sah Alban mit fremden Augen an. "Wie steht es mit dem Bankhaus? Schlecht?"

"Nein," sagte er, "nein."

"Aber – ?" sagte Lydia. "Das Aber! – Wir wollen es wissen. Wir lieben ihn. Wir können alles hören." Sie lehnte den Kopf an Esther, die sich nicht rührte. Ihre Arme hingen seltsam leblos herab. In dem schwarzen Kleid war sie mager, dürrig, so bleich. Sie war häßlich geworden. Die Augen waren erloschen, dem Haar war das Leben entwichen.

"Sind die Bücher in Ordnung?" fragte Lydia eintönig weiter. "Ist Geld da? Bitte, Alban, Sie wissen alles, Sie haben alles geprüft. Ist Geld da?"

"Geld ist nicht da", sagte Alban.

"Sind fremde Gelder angegriffen – ?" fragte die Mutter, und Esther fühlte das unsichtbare Beben ihres Kopfes.

Alban sah in ihr blasses Gesicht. Und darüber war das blassere Esthers. Sein Mund zuckte. Er hatte noch nie in seinem Leben geweint, Tränen anderer ließen ihn erkalten. Aber diese Gesichter waren aus Stein. Seins zitterte.

Er hatte einen Augenblick geschwiegen. Jetzt sagte er: "Nein. Es ist nichts angetastet." Er sah mit einem Entzücken, das ihn wie neues Leben durchflutete, Esther aufatmen. Ihr Gesicht färbte sich, ihre Augen erglänzten. Aber Lydia blieb unbewegt.

"Kein Bankrott?" sagte sie. "Alle Gläubiger können ausgezahlt werden? Niemand hat Verlust? Was die Zeitungen andeuteten, ist nicht wahr? Die kleinen Leute, die seit fünf Tagen kommen und ihr Geld holen, bekommen sie alle alles?"

"Alle alles", wiederholte Alban und sah in Esthers Gesicht, das nach jedem seiner Worte weiter erblühte. Schon tauchte sie, wie er sie kannte, wieder auf.

"Der Name Moritz Berg", fragte die Mutter monoton weiter, "bleibt unangetastet? Fällt kein Schatten auf ihn?"

"Kein Schatten!" rief Alban Bentheim fast freudig. Er fühlte das selige Opferglück eines Märtyrers. Er wußte, da schmolz sein Vermögen, um die Löcher in der Bergschen Kasse zu verstopfen; da entschwand sein Traum von einem Haus an der blauen Küste, von dem Rennstall in Baden-Baden. Dahin, dahin – leicht wurde er, das Geld fiel wie Last von ihm ab. Flügel fühlte er, Flügel –

Lydia sank zusammen.

Esther kam auf ihn zu. Sie legte die Arme um seinen Hals und küßte seine Stirn. Sie mußte sich hochrecken, denn er bückte sich nicht. Er stand starr und steif, alles Blut verließ sein Gesicht.

"Er dankt Ihnen", flüsterte Esther. Sie ging hinaus. Ihr Aufschluchzen, das erste, klang herein.

Lydia sah bitter auf die Tür. "Sie weint", sagte sie rau. "Ach, meine Kehle. – Alban!" rief sie, "opfern Sie sich?"

Er drückte die Hände auf sein Herz, er schüttelte den Kopf, er war ohne Atem.

"Sie retten ihn", sagte Lydia heftig und schnell. "Ihn, uns, das Haus. Aber, Alban, es drückt mich. Verkaufen Sie alles, das da, das da –" Sie bewegte sinnlos die Arme, als schwämme sie. "Das Haus, die Möbel, Teppiche, Bilder, alles, alles! Es soll nichts bleiben. Ich habe ja genug für uns. – Ich?" Sie schrie laut: "Ich?"

Sie taumelte auf und sagte wie eine Irre: "Aber auch ich, Alban, ich habe Geld von Ihnen – so viel –"

Er war schon bei ihr. Er drückte ihre Arme nieder, daß sie aufstöhnte.

"Nichts", stammelte er. Sein Gesicht war von Freude überglänzt.

"Nichts. Niemand schuldet mir etwas. Niemand. Keinen Pfennig. Alles ist gut und richtig."

Sie sah ihn starr an. "Und der Preis?" fragte sie mit plötzlich heller Stimme, wie mit Kopftönen. "Der Preis, mein Herr? die Mutter? oder die Tochter?" Aber ehe sie noch sein entsetztes Gesicht sah, schrie sie auf, sank hin, umfaßte ihn und rief bebend: "Nein, vergib, du guter Mensch, du guter! Du bist ohne Selbstsucht. Aber ich bin von Sinnen, ich weiß nicht, was ich sage!"

Er hob sie zitternd auf, führte sie zum Sofa, drückte sie sanft nieder. Seinen festen leichten Händen war nicht zu widerstehen. Er setzte

sich neben sie und sagte leise: "Sie dürfen keine, keine Sorge haben. Glauben Sie mir, es ist alles in Ordnung. Das Bankhaus wird aufgelöst werden, kein Mensch wird Schaden tragen."

Sie rief, ihn ansehend: "Aber es darf nichts für uns bleiben, nichts. Alban, es gibt ein Zuviel. Seien Sie besonnen. Wenn alles, alles verkauft ist, wird alles beglichen werden können? Bitte, bitte, diese Lüge. Sie ist die erträglichste. Wir wollen arm hervorgehen. Jetzt bin ich da. Es sind meine Kinder. Jetzt bin ich die, die sorgt. Ich werde meine Häuser verkaufen ..."

Sie sah ins Weite. Es war dämmerig im Zimmer, die Sonne war fort, die gelben Vorhänge erloschen langsam.

Alban sagte gütig, wie zu einem Kind: "Das liegt ja noch in weiter Ferne."

"Nein," flüsterte Lydia, "nein. Alles ist näher, als wir glauben. Selbst der Tod."

Esther kam mit David herein. Sie führte ihn zu Alban. "Dank ihm, David. Der Vater kann's nicht mehr."

David bückte sich. Aber Alban stand rasch auf und umarmte ihn. Er lächelte wunderbar. Alle sahen ihn an. Sein Lächeln glänzte auf Esthers Gesicht hinüber, die zu lächeln begann mit ihren nassen Wangen.

Alban ging. Lydia sah ihm nach., Plötzlich streckte sie die Hände nach ihren Kindern aus. Ihr starres Gesicht begann zu zittern, zu zucken. Es war, als wenn eine Maske aus Schnee und Eis jäh zerflösse.

"Jetzt," sagte sie schreiend, ihre Stimme keuchte, "jetzt, jetzt will ich weinen! Helft mir!" – als ersticke sie. "Helft mir!" schrie sie und röchelte und lachte. Die Tränen brachen wild und furchtbar hervor.

Alban kam spät nach Haus. Es hatte geregnet. Er war durchnäßt. Sein Hut troff.

Fritz empfing ihn. "Das Fräulein wartet", sagte er.

Alban hatte schon das Ankleidezimmer betreten. Naß wie er war, Spuren über die Teppiche ziehend, kehrte er um.

"Im EBzimmer", fügte Fritz hinzu.

Da saß an dem gedeckten Tisch – sie hatte gespeist, ohne auf Alban Bentheim zu warten – das schöne Fräulein Kamilla.

"Du, Kamilla", sagte Alban und blieb an der Tür stehen. "Ich kann nicht anders –"

Sie sprang auf und eilte zu ihm, sie sang wie ein Vögelchen: "Lieber, Böser, Schöner, Abscheulicher, da sitze ich und –"

"– als", fuhr er unbeirrt fort und schob sie sanft weg, "als dich bitten –"

"Ja, du!" zwitscherte sie. "Was hast?"

"– dich bitten, Kamilla: geh. Ich sage es kurz und grob, und ich schäme mich dessen. Aber es ist der kürzeste Weg und macht es uns am leichtesten. Gründe? Kamilla, es sind metaphysische, die verständest du nicht. Aber ich kann dich, also, nicht wiedersehen. Komm nicht wieder. Es ist vorbei. – Es war schön, und du warst so gut. Morgen schicke ich dir einen Brief, denn ich wollte dir noch ein paar Wünsche erfüllen. Das mußt du nun selbst tun. Ich danke dir, Kamilla. Es ist aus."

Da war schon die Tür hinter ihm zu, das Fräulein startete noch immer und starrte. Denn er war verrückt!

Verstanden hatte sie nur, daß es aus war, und daß sie morgen einen Brief bekommen würde, der mindestens ... Sie dachte nach. O, wie gut war Alban Bentheim gewesen. Es würden doch mindestens ... – Sie verlor sich in phantastische Träume. Sie sah den Hut mit den fünfzig Reiherstangen und die lichtgelbe Seide mit den blauen Ranken.

O, aber sie liebte ihn ... Sie brach in Tränen aus und wandte sich endlich um. Da war der reichgedeckte Tisch, da lag ihr Perlentäschchen. Sie ging hin, sie legte unter Tränen das Konfekt

von der Silberschale in das Täschchen, sie legte von dem erlesenen Obst ein Sortiment in die ausgebreitete Serviette, dazu die kleine Terrine mit der Gänseleberpastete – ach, und der Hummer in Majonnaise mußte zurückbleiben. Dann knotete sie die Serviette zu.

Ihr Hut lag auf einem Stuhl. Sie setzte ihn auf und besah sich im Spiegel über dem Kamin. Aber sie war vor Tränen blind. Da bezwang sie sich. Sie wischte sich die Augen aus und sah den Rauchtisch. O, die schönen Ägypter. Sie öffnete die große silberne Dose und nahm eine Handvoll heraus. Aber die Tasche war voll. Sie schüttelte verzweifelt den Kopf und legte sie zurück. Dann nahm sie die ganze Dose unter den Arm.

So ging sie, ohne sich noch einmal umzusehen. Fritz ließ sie hinaus. "Ex!" sagte sie, "Ex, Fritz!" Sie hatte ihn bis heute keines Wortes gewürdigt. Sie fügte hinzu und lächelte: "Morgen schreibt er mir einen Brief. Vielleicht bringen Sie ihn mir?"

Fritz hatte blanke Augen.

"Man könnte sich ja fürchten", sagte Fräulein Kamilla und seufzte.

Wenn Mario Hadra bei Alban Bentheim aß, schob die alte Frau Gertrud den Diener Fritz mit seinen weißen Handschuhen beiseite und trug selbst die Platten hinein. Sie reichte herum und flüsterte zu Mario: "Herr Hadra, das Bruststück." Oder wenn Spargel auf der Schüssel lagen: "Die mittleren, Herr Hadra. Die dicken sind holzig."

Denn sie liebte Mario, seit sie im Haus war, und das waren fünfzehn Jahre. Sie kochte, als hätte sie in Prag und Mailand gelernt und war doch eine kleine dicke Hessin. Aber sie hatte die Hände eines kleinen Mädchens und pflegte sie mit Glyzerin und Goldcreme.

Indes sie drinnen das Obst aßen, richtete sie nebenan die Kaffeemaschine, stellte das Rauchzeug zurecht, die Schnäpse, und

sie lächelte zärtlich, wenn sie bedachte, daß der kleine Mario weder einen Kirsch noch eine Zigarette nahm.

Dann warf sie noch einen Blick auf die jungen Leute, sagte gute Nacht und verschwand, nachdem Mario ihr die Hand gedrückt.

Beim Kaffee setzten sie das Gespräch fort, und Alban sagte: "Ja, er wirtschaftete wie ein Wahnsinniger. Vielleicht ist mein Vater an dem Ausgang schuld. Er hätte nicht anfangen dürfen, zu geben. Aber er gab und gab. Er war sein Freund. Aber manchmal scheint mir, er gab aus Haß! Er sah zu, wie Moritz Berg, durch seine Hilfe, dem Abgrund zuglitt. Es wird ihm leid getan haben, den Sturz nicht miterleben zu können."

"Aus Haß helfen, Alban?"

"Das gibt es. Er rächte sich dafür, daß er ihn lieben mußte!"

"Und dann setztest du es fort."

Alban zögerte einen Augenblick, ehe er leise sagte: "Er tötete sich an dem Tag, als ich ihm meine weitere Hilfe abschlug ..."

Mario sah ihn an. Alban fuhr langsam fort: "Ich hätte ihm vorschlagen können, was ich jetzt tue: alles auf mich zu nehmen."

"Aber – ? aber?" fragte Mario rasch.

"Ich weiß nicht", sagte Alban Bentheim und sah ins Unbestimmte. "Es war wohl Schicksal. Er mußte so enden. Er war ja nie zum praktischen Leben geschaffen. Er war so frauenhaft. Und dann – ja, es wäre unmöglich gewesen. Acht Tage vorher hatte ich ihn um Esther gebeten."

Mario rührte sich nicht. Von der Stehlampe fiel ein weißer Schein auf sein Gesicht. Alban fuhr rascher fort: "Sozusagen wies er mich ab. Er war stolz und furchtsam zugleich ... Mein Gott, er hatte ja mein Geld ausgegeben! Der Allerärmste, was litt er wohl! Hätte ich ihm jetzt das Anerbieten gemacht, es hätte wie ein Zwang ausgesehen."

Plötzlich fiel ihm etwas ein, er sprang auf und sagte erregt: "Ja, das fällt mir erst jetzt ein: daß ich es ihm abschlug, sah wie Rache aus! Er hatte nein gesagt, ich sagte nein. O mein Gott! Da steh ich!"

Mario sagte still: "Er konnte wohl nie gering von einem Menschen denken. – Wieviel schuldete er euch?"

"O," sagte Alban, "im Grunde eine Lappalie."

"Und Gelder waren nicht angegriffen?"

Alban sagte kurz und abschneidend: "Alles wird mit Leichtigkeit geordnet."

"Aber wohin, Alban, wohin kam das Geld?"

Alban lachte klanglos. "Die schöne berühmte Lydia hat großen Bedarf! Sie aßen zu Haus Rindfleisch und Kartoffeln sechsmal in der Woche, damit sie in Milch und Wein baden konnte."

"Und die Kinder?"

"Ich weiß nicht, wieviel sie wissen."

Nach kurzem Schweigen sagte Mario: "Und wußte die Frau – ?"

"Nein", rief Alban und zerdrückte seine Zigarette. "Nein. Sie ist schuldlos. Er, er, er allein ist schuldig."

"Verurteile nicht, Alban. Die Schuld liegt immer anderswo. Das Unglück traf ihn."

Alban sagte heftig: "Das Unglück trifft uns nie! wir laufen hinein. Er sah ja das Ende voraus."

"Ja, er sah den Abgrund, und da schwindelte ihn, er fühlte sich gleiten, – er muß seit langem die Besinnung verloren haben."

Sie schwiegen wieder. Der Kaffee duftete, der Tabak entschwebte zum Fenster hinaus. Auf den weiten Hof draußen fiel das Licht der vielen hundert Fabrikfenster, die Luft schwirrte, und das Haus vibrierte.

In Alban stieg eine Unruhe empor. Sein Blut bedrängte ihn. "Laß uns an die Luft gehen", sagte er. "Es ist ein schöner Abend."

Sie gingen außen um die Stadt herum, am Fuß der Waldhügel. Alban sagte, als ein Liebespaar an ihnen vorüberkam: "Ja, über den Körper kommt keiner hinweg. Auf dem Grunde alles Tuns und Denkens: the sex."

Mario sagte: "Aber der Körper hat so viel Seele wie Blut."

Als hätte er ihn nicht gehört, fuhr Alban fort: "Wir haben alle einen Körper, und jeder Körper hat seine Sehnsucht. Ich weiß nicht, was schöner ist: die Sehnsucht zu erfüllen, nackt und frei, oder sie zu ersticken oderr umzusetzen in Ethos."

"Schöner?" sagte Mario und nahm den Arm des Freundes.

"Schöner? Kommt es nicht darauf an, was besser ist?"

"Aber die Natur kennt kein Ethos!"

"Wir sind Menschen, Alban!"

"Ja, und unsere Sünde ist eben unsere Naturentfremdung. Daß wir über das Natürlichste nachdenken, ist Unnatur. Daß wir nicht einfach, ohne Reflexion die Gesetze erfüllen, das ist nicht mehr schön."

"Wenn du deinem Körper nachgibst, kannst du anderen weh und unrecht tun. Beherrscht du ihn, so fügst du nur dir allein Schaden zu."

"Mario," sagte Alban leise und zärtlich und drückte den Arm des jüngeren Freundes an sich, "aber, Mario, du verbannst das Glück aus der Welt."

"O, Alban", sagte Mario lächelnd und sah dem Freund in das warme aufgewühlte Gesicht. "Es gibt viele Arten von Glück ... Und welches das beste ist ... ?"

Sie gingen schweigend weiter unter den blühenden Linden. Über Gartenmauern hing Jasmin und leuchtete im Dunkeln. Die Nacht war lau und unbewegt. Menschenstimmen schollen sanft in der Ferne.

Sie erreichten eine Terrasse und standen über den Dächern der Stadt. Die Mondsichel hing silbern draußen über dem Rhein. Das Land dämmerte dahin.

"Liebe zu dir", sagte Alban, "ist wie eine fromme Sehnsucht. Es ist, als ob du die Erde überwunden hättest. Du bist unerreichbar. Und du bist so jung. Ich weiß nicht, was du erlebt hast, Mario."

"Erlebt? Nichts. Nur das Menschheitsgewissen schlug in mir an. Ich erwachte und begriff, daß ich ein dienender Bruder sein muß."

"Du bist so jung ...", wiederholte Alban.

"Nein." Mario lächelte. "Ich bin schon alt. Es bleibt mir erspart, zu altern. Ich habe das Haupt der Meduse gesehen."

Alban schloß die Augen und legte den Arm um den Freund. "Ist es so fürchterlich?"

"Giftschlangen um ein lächelndes ahnungsloses Kindergesicht ..."

Noch mit geschlossenen Augen sagte Alban: "Ich liebe Esther Berg."

Mario machte sich sanft los.

"Ich liebe Esther Berg", wiederholte Alban. "Ich bin zu gering für sie. Wenn ich mich arm machte, würde ich würdiger werden? Ich komme von hundert Frauen und habe alle vergessen ..."

"Vergessen macht nichts ungeschehen", sagte Mario fast hart.

"Nein, nichts. Für sie. Aber wenn sie mich liebte, wäre auch für sie alles ungeschehen."

"Komm", sagte Mario und legte wieder den Arm in den Albans.

Sie trennten sich in der Stadt, Mario ging allein heim. Aber an seinem Haus vorbei.

In einem Fenster zu ebener Erde waren die Flügel geöffnet, drinnen saß bei einer Lampe ein junger Mann und schrieb.

Mario blieb stehen und sah ihm zu. Dieser arbeitende Mensch in der Nacht – das war, als ob er Gott belauschte – Scham ergriff ihn. Er eilte weiter. Er kam in die stille Allee nach Günterstal. Ein Straßenbahnwagen fuhr vorbei, wenig Leute saßen hinter den hellen Scheiben. Die Räder verhallten.

Da war das Dorf, Laternen beglänzten Gartenzäune und Obstbäume. Dann die Wiesen und Waldhügel. Grillen durchgeigten die Stille.

Tu ich recht, dachte Mario, an mir recht? Denn ist nicht die beste Sorge um die Menschheit die Ausbildung des einzelnen? Ich lehne das Leben ab, ich verleugne mich – o, still! still!

Er durfte nicht weiterdenken. Denn ist es nicht um den Menschen geschehen in dem Augenblick, wo er aufhört, an die Notwendigkeit seines Tuns zum Weiterbestehen der Welt zu glauben?

Er setzte sich auf den Meilenstein, wo Moritz Berg oft ihn und Esther erwartet hatte. Als der stille Mann da saß, was mochte er mit dem Tod für Zwiesprache gehalten haben! Ahnungslos gingen sie neben ihm, der Arm in Arm mit dem Tode wandelte, gut Freund mit dem Unausdenkbaren und Undeutbaren.

Zwei Schatten kamen ihm entgegen, den schimmernden Weg herab. Ihm war's, als sähe er sich selbst da mit dem Mädchen

schreiten. Aber er selbst mochte wie ein Gespenst am Wege
gesessen haben ...

"Papa", rief Esther leise, entsetzt.

Er stand auf und lächelte müde. – Sie blieben beieinander stehen.

David sagte: "Wir gingen noch einmal hier. Morgen reisen wir mit
Mama ... Vielleicht kommt man niemals wieder. Und das Leben war
doch hier."

"Es ist überall," sagte Mario, "wo du arbeitest und liebst."

"Ja," sagte David, "wo ich liebe."

Sie gingen ins Dorf hinab. Die Mondsichel stand jetzt über dem Wald
zu ihrer Linken.

"Das Leben", sagte Esther, es klang so überlegen. "Das Leben war
es immer erst, wenn man tot ist. Von uns allen hat nur einer gelebt:
Papa."

"Papa", sagte David. Es klang wie ein Ruf. Mario legte den Arm um
ihn. Der junge Mann bebte wie eine Saite unter dem Bogen. "Du,"
sagte er, "du glaubst ja an Gott."

"Jeder von uns glaubt an eine Gottform."

"Und die deine, Mario?"

"Ich glaube," sagte Mario, "Gott lebt im Gut-tun. Gott lebt in der
Liebe, aber nicht in der Liebe der Körper zueinander, sondern in der
Bruderliebe, in der, zu der man sich zwingt, in der zum Feind. *Liebe
deinen Nächsten*, das ist nichts. *Wie dich selbst* – o Gemeinheit. Das
heißt dennoch: erst liebe dich! Nein, liebe den Fremden. Und mehr
als dich. Gott lebt in der Liebe zu allen, nie in der zu sich selbst."

"Nein", sagte Esther laut. Sie hatte eine neue Stimme. "Nein, Gott
lebt nur in einer Liebe, in der, die als sein Gesetz aus einem Herzen
bricht. Ihre Liebe ist unfruchtbar, Mario. Das ist Sünde gegen sich
selbst."

Er sagte still: "Besser an sich sündigen als an seinen Kindern."

"Die letzte Nachtigall –", flüsterte David. In einem Garten sang der
Vogel. Kein Liebeslied mehr, ein Ritornell der Leidenschaft. Ein
Ausschluchzen des Glücks, ein Abschied von der Höhe des Lebens.
Er sang müde und abgebrochen. Aus der Dunkelheit stiegen die
Töne und starben in den Bäumen hin. Linden dufteten schwer.

Sie gingen weiter. Esther fragte: "Bleiben Sie immer hier, Mario?"

David fügte hinzu: "Und immer allein?"

"Allein", sagte Mario. "Das ist gewiß. Alles andere ist Zukunft."

Esther ging an seiner Seite. Er fühlte ihren Blick. Sie brach einen Jasminzweig ab, sie hielt ihn gegen die Sterne, im Weiterschreiten, und vielleicht war von dem Glanz der Blüten ihr Gesicht so weiß. Sie ließ ihn sinken, dann fallen. Sie hatte nicht vermocht, ihn Mario zu geben. *Hört er mein Herz?* dachte sie angstvoll.

Und er bezwang seines.

Am Martinstor war es bewegt von jungen Männern und Mädchen, die aus einem Verein kamen.

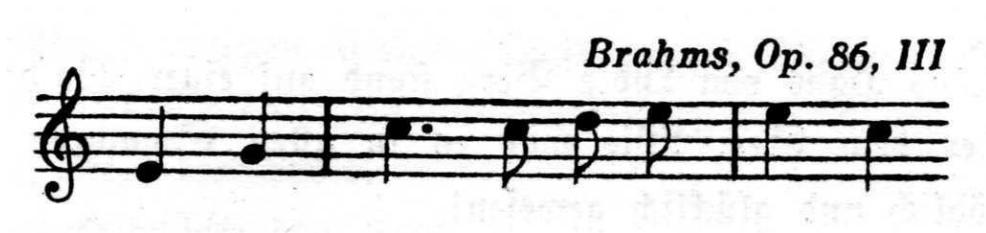
Sie trennten sich.

"Für lange", sagte David und konnte die Hände nicht loslassen.

Ich liebe dich, sagte Esthers Lächeln. Aber Mario erwiderte es nicht.

Er stand vor seinem Haus. Wie eine Burg lag es da, steinern, fest, und immer so still, leer. *In dieser Stunde habe ich sie endgültig aufgegeben*, dachte er. *Ich habe gewählt. Sie liebt mich – und ich! – Geschick! Geschick!* Er warf den Kopf zurück. *Ich bin nicht mehr. Nicht dein, Esther –* Sein Kopf sank ihm auf die Brust. *Euer, Menschen.*

Aber es war ohne Freude.



Das ahnungslose Schicksal

Das Haus von Lydia Berg stand auf einer Waldwiese über dem See. Wie war es in allen Sommern hier fröhlich und glücklich gewesen! – Alle jungen Leute aus der Sommerfrische waren ihre Freunde, ihre Kinder, ihre Diener. Am frühen Morgen kam die Schar die Wiese hinauf. Weiße und rosa Kleider, weiße Leinenhosen, wehende Zöpfe, Frühzigaretten. "Frau Lydia!" riefen sie am Gartenzaun. "Frau Lydia!" Sie drangen ein und stürmten die Veranda. "Frau Lydia! Langschläferin! Holdeste Frau! Auf, auf!"

Lydia dehnte und dehnte sich im Bett und konnte sich nicht entschließen, aufzustehen. Die alte Elise hatte schon zweimal umsonst den heißen Kaffee gebracht. Jetzt kam sie wieder, von allen jungen Mädels gedrängt, die über das Bett herfielen und die holde Frau küßten.

Eine stieß die Läden zurück. Da strömte die Sonne hinein, da lagen Wiese, Dorf und See und Berge, jeden Tag wie neugeboren, im Lächeln der geglückten Schöpfung.

Eine Blondine stand am Toilettentisch. "Kinder!" rief sie, "keine Schminke, kein Stift, kein Parfüm. Reispulver, das ist alles! Süßeste Frau, das Glück macht sie schön."

"Das Lever unserer Königin", verkündete eine Schwarze und schwenkte Lydias bunten Dirndlrock. Aber eine Stille saß da und flocht ihr die schweren Zöpfe.

Lydia lachte und lachte.

"Die Post ist da!" rief Irma von Pannwitz. Es hatte geklopft. Draußen stand Mischa, der schöne kleine Moskowite in der weißen Bluse, siebzehn Jahre, errötend und mit unruhigen Augen. Diese jungen Mädchen verstörten ihn. Er hatte ein Weidenkörbchen voll Briefe.

"Her, her", rief Lydia. Sie durchwühlte den Korb. "Da," sagte sie und wurde rot, "David schreibt. Da, Esther schreibt. Aber, aber ..."

Von Moritz Berg war nichts da. "Kinder", flüsterte sie und wurde ganz blaß. "Kinder ..." Ihre Hände zitterten. Sie stieß einen Schrei aus. "Da!" rief sie. Da war der Brief von Moritz Berg.

Alle schrien mit ihr auf. "Der Liebende schreibt!" sang Paula Grünhubel mit ihrer mutierenden Knabenstimme.

"Raus, Kinder, raus!" kommandierte Lydia.

Alles flatterte, lachte, jauchzte, wehte und trippelte. Das ganze Holzhaus mit Altanen und Lauben zitterte. Es duftete in der Sonne, die es erwärmte.

Die junge Klotilde konnte ihr Amt antreten. Indes Lydia die drei Briefe las – alle anderen blieben tagelang liegen, bis die jungen Leute sich ihrer erbarmten –, kleidete Klotilde sie an. Lydia Berg trug Mieder und Schürze, aber darunter Seide, Batist und Spitzen. Das Mieder war mit schwerem alten Silberschmuck behängt. Sie klirrte bei jedem Schritt. Die Zöpfe waren ihr um den Kopf gewunden. Silberkugeln erglänzten darin. Sie war wie fünfundzwanzig.

Alle liefen sie hinunter. Man schwamm im See. Man ruderte hinaus in vielen Booten, sang, lachte, lag still, ließ sich treiben, und plötzlich schwiegen alle: die Berge überwältigten sie. Die Natur reckte sich ungeheuer, unbegreiflich und ängstigte sie.

Am Nachmittag war Lydia Dame. Da waren die Eltern der jungen Leute, da waren die Herrschaften aus München, die Petersburger Gräfin mit dem blinden Sohn, Barons aus Mecklenburg, da war Professor Roter, der Maler; Ludwig Karsten, der Dichter, der nie schrieb; die Musikerfamilie von Bächler; der wunderschöne Rittmeister Overbeck mit seiner Frau, der Amerikanerin. Aber Lydia war die Königin dieses Sommervolks.

Am Abend ging man am See. Junge Männer waren von Touren zurückgekehrt, braungebrannt, sie rochen so gut nach Sonne und Gras und Wasser. Wie alle diese Augen funkelten in den gebräunten Gesichtern. Paare sonderten sich ab. Ein Fisch sprang. Ein Ruder klatschte. Lydia lachte mit allen, ging am Arm eines schönen Mannes, streichelte eine Jünglingswange, aber dennoch war sie immer allen irgendwie fern. Keiner hätte gewagt, etwas zu fordern. Nur den Träumen der Männer war sie preisgegeben.

Wenn Moritz Berg kam, ging sie am Nachmittag zu den andern mit ihm hinab. Die Frauen verwöhnten ihn, die Männer waren voll Ehrerbietung. Lydia war still und leuchtete von Glück. In ihr Haus ließ sie niemanden. Da war sie mit dem Geliebten wie aus der Welt emporgestiegen auf ein einsames Gestirn.

In der Nacht gingen sie zum See und ruderten hinaus. Der Mond schwamm über und unter ihnen. Moritz Berg war bleich.

"Wie ich dich liebe", flüsterte sie. "Wie schön bist du! Mit diesem Gesicht sah ich dich in der Loge sitzen. Du warst so bleich im Rampenlicht. Wie rot deine Lippen sind. Habe ich sie je geküßt? Ach, wie ich dich liebe."

Er zog die Ruder ein und legte sich zu ihren Füßen. Sie spielte mit seinem schweren goldenen Haar. "Ich werde nie begreifen, daß man einen zweiten Mann lieben kann. Es ist ja gar keiner da, nur du, mein Geliebter. Die anderen – Menschen, ja! aber Männer? Von dir habe ich Kinder ..."

Er schwieg. Er lebte so tief, daß er fast wünschte, es möchte nun zu Ende sein. Mit diesem Kahn hinabgleiten in den Tod. Er sah zu ihr empor. Aber sie blickte in den Mond hinauf, die Hände um seine Wangen gelegt.

Durch den Tau der Wiesen stiegen sie hinauf. Das Haus stand mit hellen Fenstern und wartete. Der Saum ihres Kleides war naß geworden. Er zog ihr die feuchten Schuhe aus und wärmte ihre weißen Füße. Sie sah träumerisch auf ihn hinab. "Wie ich dich liebe, mein Einziger ..."

In den Schulferien kamen die Kinder. Lydia wurde wieder achtzehn Jahre. Aber am Abend blieb sie stets mit ihnen allein. "Nein," sagte sie zu ihrem Hofstaat, "jetzt will ich Mutter sein. Ihr dürft nicht zusehen, ihr seid noch zu klein."

Und sie jagte alle aus dem Garten, daß Hunde und Katzen, Hühner und Kaninchen in Aufruhr gerieten. Alles schrie, gackerte, bellte, miaute, flatterte und trippelte durcheinander, flog auf, kreischte, lachte, zappelte.

Dann war Lydia ganz still, ganz still. Die Arme um die Schultern der Kinder gelegt, stand sie auf der Terrasse. Die Sonne sank, die Berge

glühten auf, Schnee entflammte. Wolken wurden Rosenbeete auf dem grünen Himmel. Alles verstummte. Der Wald rauschte auf und schlief ein. Dämmerung stieg herauf, und der See versank in Bläue.

"Jetzt haben wir gebetet", sagte Lydia. Und sie rührten sich, faßten sich fester und gingen am Waldrand entlang.

Die Mutter erzählte. Es geschah so viel in der großen Welt. – Eines Nachts kommt Lydia Berg aus der Oper. An ihrem Wagenschlag steht das kleine verwachsene ältliche Fräulein von Tschirnitz. Sie sagt flehend: "Nehmen Sie mich mit nach Haus, und ich bitte, ich bitte, singen Sie mir noch einmal *Kennst du das Land* ... Tun Sie's, gnädige Frau. Sie helfen einem armen Menschen."

"Ich nahm sie mit," erzählte die Mutter, "und sang, so müde ich war. Dann küßt sie meine Hand. Und sie weint bitterlich und läuft fort. Ich wollte ihr noch nach, aber ich war müde. Und geraden Wegs von mir geht sie in die Isar."

Ja, das kleine bucklige Mädchen hatte den schönsten Offizier geliebt, und er hatte nicht gemerkt, daß sie überhaupt existierte ...

Lydia Berg hatte Tränen in den Augen. "Ja," sagte sie, "da kam sie zu mir und ließ sich ihr Grablied singen. Ich konnte ihr die letzte Freude antun. Mein Gott, und wie leicht hätte es geschehen können, daß ich es ihr abschlug!"

In der klaren kühlen Luft funkelten die Sterne.

"Mama," sagte David, "du bringst das Glück zu den Menschen."

Aber die Mutter sagte leise: "Vielleicht auch manchem Schmerz und Unheil. Wissen wir, was wir anderen sind? Nadja Heß, meine Mutter, hat einsame tränenlose Königinnen zum Weinen gebracht. Und dann wieder sind Männer um ihretwillen gestorben. Wir sind ahnungslos Schicksal."

Esther umarmte sie inniger.

"Fürchtest du dich?" fragte die Mutter. "Auch du bist eine Frau. Und du wirst Männern begegnen. Und du, David, wirst Frauen erleben."

Der Knabe schüttelte den Kopf. "Es gibt bloß eine Frau, die Mutter." Und Esther, sechzehn Jahre alt, sagte: "Ich bleibe beim Vater."

So schnell gingen die Ferien hin. Am letzten Abend ruderten die drei auf dem See. Es blitzte lautlos zwischen den Bergen. Die

Augustnacht war unbewegt, der See dunstete heiß. Die Lichter an den Ufern zitterten hinter den Dunstschleiern.

"Liebt euren Vater", sagte die Mutter. "Mehr als mich. Er ist so allein. Und ihr müßt glücklich sein, sonst kann ich nicht ruhig fern von euch leben. Ihr meine Kinder", flüsterte sie, und ihr Lächeln erzitterte vor Zärtlichkeit. "Meine Kinder ..." Immer wieder war es wie ein Wunder. "Ich habe euch von eurem Vater. Ihr könnt es nicht begreifen. Aber ihr, ihr zwei, ihr seid unsere Liebe. Wenn ich euch ansehe, liege ich in seiner Umarmung."

Den ganzen Tag nach der Abreise der beiden schloß sie sich in ihrem Haus ein. Aber am nächsten Morgen kamen die jungen Leute wie losgelassene Füllen angesetzt. "Himmlische Frau!" riefen sie zu ihren Fenstern hinauf, "Neugeborene, Wiedergeschenke!"

Und sie hörten das Lachen Lydias, mit dem sie den letzten Tropfen Wehmut hinunterspülte.

166

ζ

In diesem Sommer wagten sie sich nicht hinauf. Über dem ganzen Seeufer lag ein Schatten von Lydias Schmerz. Sie hauste mit den Kindern still und unsichtbar da oben.

In der Nacht waren sie angekommen. Elise und Klotilde halfen ihnen, indes ihnen lautlos Tränen über das Gesicht liefen. Aber die drei waren ruhig und still.

"Alles in Ordnung?" fragte Lydia. Der schöne Mischa stand mit den Taschen da.

Wie drei Statuen in Trauer standen sie beieinander, sie hatten Angst, sich zu trennen und allein zu sein.

Am dritten Tag fuhr David zu seinen Vorlesungen nach München zurück. Aber jeden Sonnabend kam er wieder und blieb bis Sonntag nacht.

Schon in der ersten Woche ratterte eines Vormittags ein Auto vor dem Garten. Alban Bentheim eilte ins Haus. Esther war nicht da. Er konnte erzählen, daß alles seinen guten Gang ging. Bis auf Esthers Zimmer, das noch unversehrt stand, war alles andere schon verkauft.

"Wie?" fragte Lydia zitternd. "Eine Auktion?"

Alban mußte bekennen: er hatte alles gekauft und den leeren zweiten Stock seines großen Hauses damit möbliert.

Lydia fragte langsam: "Für wen?"

"Für die eine oder keine", sagte Alban.

Die Mutter sagte bitter: "Eine teure Frau, Alban!"

Aber er wurde bleich. "Das sind zwei ganz getrennte Dinge!" rief er. "Hier helfe ich Moritz Berg. Dort liebe ich Esther. Esther ist nicht käuflich."

"Nein", sagte Lydia. "Und nicht bestechlich. – Verzeihen Sie mir, Alban", murmelte sie. "Es ist so schwer. Wie soll ich es tragen? Weil ich mir ein Auto wünschte, ging er sterben. Und wenn ich alles hingebe, ich erwecke ihn ja nicht mehr." Sie brach in Schluchzen aus. Alban hielt sie sanft und ehrerbietig.

"Daß Esther Sie liebte, Sie Guter! Aber ohne Liebe ..."

"Sie dürfen nichts von ihr verlangen."

"Nein," sagte sie, "ach nein. Unser Kind, unser Kind muß doch die Liebe kennen. Aber warum tun Sie so viel, mehr als Sie dürfen? Wir können es nicht tragen, Alban."

"Esther darf es nicht wissen."

"Sie muß" rief Lydia. "Sie muß!" Aber sie dachte schon wieder an sich. "Wie ich ihn liebte!" flüsterte sie. "Und doch und doch, es war zu groß und ich zu klein. Nein, ich erreichte seine Liebe nicht."

Erst jetzt sah sie, daß Alban noch im Staubmantel stand. Er sollte im Haus übernachten. "Bleiben Sie ein paar Tage. Bis übermorgen. Dann kommt David. – Mischa," rief sie, "Mischa – den Koffer vom Auto in die blaue Stube."

Alban ging hinauf, ohne Esther gesehen zu haben. Aber nach ihm schlüpfte sie ins Zimmer. "Bleibt er hier, Mama? Ich weiß nicht, ich kann ihn nicht ohne Grauen ansehen."

"Grauen? Diesen guten Menschen? Ohne ihn – "
Esther flüsterte kaum hörbar: "Er riecht nach Frauen, Mutter ..."
Lydia zuckte auf. "Wie sprichst du? Was heißt das?"
"Er hatte so viele Frauen. Man sprach in der Stadt davon. Er leugnete es nicht."
"Er ist ein junger Mensch ..."
"Das sind andere auch."
"Man ist seines Blutes Knecht."
"Sage das nicht, Mama."
"Wer von uns ist seines Mannes erste Frau?"
"Du, Mama, du warst es!"
"Ja – " schrie Lydia, "Moritz Berg!" Sie lachte mit Tränen: "Du mußt einen anderen lieben."
Sie lief zur Tochter hin. Sie flüsterte mit nassen Augen: "Esther, könntest du Alban küssen?"
"Aus Liebe ...", sagte Esther und wich zurück und wollte die Hand von der Mutter losmachen.
Aber Lydia hielt sie fest. "Kannst du ihn nicht lieben? Esther, es ist nicht zu ertragen ... Wir müssen ihn bezahlen. Weißt du denn nichts?"
"Ich ahne", sagte Esther, weiß wie Schnee.
"Dein Vater hat seit drei Jahren von Bentheimschem Geld gelebt. Dein Vater hat mit fremdem Geld spekuliert. Dein Vater – nein: mein Mann, mein Geliebter – denn es war für mich mein Geliebter! – dein Vater hat fremdes Geld verspielt. Und Alban kam, Alban Bentheim strich seine Schuld, Alban Bentheim gab den armen Leuten ihr Geld zurück, Alban Bentheim rettete uns alle vor Schande, den Toten auch. Alban Bentheim hat unser Haus vor der Auktion bewahrt, er hat alles gekauft, alles, von den Möbeln bis zu den Löffeln, und unsere Wohnung in seinem Haus aufgebaut."
"Hör auf," flüsterte Esther, "hör auf. Wer gab ihm das Recht? Warum ließ er nicht alles zusammenstürzen und uns verarmen? Er durfte uns nicht retten. Wer ist er?"
"Er liebt dich", flüsterte die Mutter.
"Still, Mama ..." Esther lief zur Wand und lehnte die Stirn daran.

"Ich," sagte Lydia, "ich bin deines Vaters Frau. Gestern, heut, morgen, immer. Ich kann nicht hingehen und mich ihm hingeben."

Esther wandte sich um. Sie sagte gelassen: "Ich, Mutter, auch nicht. Zum Mann führt nur Liebe. Aber über die Leere zwischen ihm und mir komme ich nicht hinweg."

Lydia setzte sich müde ins Sofa. "Mein Gebet für dich, Kind, war: Gott, laß sie die Liebe erfahren. Jetzt ..."

"Jetzt?" sagte Esther hart.

Die Mutter sagte – und sie erschrak, als sie es gesagt hatte: "Wenn ich es wäre, würde ich mich opfern."

"Opfern?" sagte Esther im selben Ton.

"Es ist die einzige Möglichkeit, ihm zu danken."

Esther beugte sich vor: "Verlangt Alban Bentheim Dank?!"

"Er behauptet ja, nichts getan zu haben ..."

Sie schwiegen. Umsonst war der Tag golden. Das Dunkel ihres Herzens belagerte die beiden Frauen.

169

Da stand Lydia auf. Sie tappte sich, wirklich wie in Finsternis, wirklich vierzig erlebensreiche, arbeitsschwere Jahre alt, durch die helle Stube hin und her. Sie sprach mit sich, und Esther, erst angstzitternd, dann ruhig, dann erstaunend hörte, wie sie sich richtete.

"Ich liebte dich, Manrico, und tötete dich. Ohne Gedanken lebte ich dahin. Ich kaufte mir Häuser und Gärten, hielt Wagen und Diener und schickte dir die Rechnungen. Du gabst das Geld deines Großvaters hin, dann kam das Ersparte deines Vaters, dann dein Erworbenes, dann opferst du mir das Geld deines Freundes, und zuletzt nahmst du den Sparpfennig der Armen. Und du sagtest mir nichts, du küßtest mich, und ich liebte dich nicht genug, denn ich ahnte nichts." Sie blieb mitten im Zimmer stehen und lächelte irrsinnig.

"In der letzten Nacht deines Lebens schlief ich bei dir – oh!" Sie schrie auf, sie fiel hin, sie krallte sich die Finger ins Haar und riß es auf. "Du warst wie ein Jüngling, mein Geliebter. Wie vor zwanzig Jahren, in unserer ersten Nacht, kamst du wie ein Gott über mich. Und wieder war mir der Mann fremd, und an dir erfuhr ich meine Erfüllung. Die

erste und die letzte Nacht, Geliebter mein. Aber ich war wie eine feile Dirne, zwischen zwei Umarmungen flüsterte ich dir einen Wunsch ins Ohr, einen großen frevelhaften Wunsch. Du sagtest: *Ja, was du willst* – und dann starbst du, weil du ihn mir nicht erfüllen konntest ..."

Sie sah die Tochter. "Komm her," schrie sie, "halte mich doch, ich falle!" Sie kniete aufrecht, starr, steif. "Es ist zu spät. – Liebst du mich noch, Kind? Alban Bentheim gibt sein halbes Vermögen für den Namen deines Vaters. Aber Alban Bentheim hat auch deiner Mutter Geld gegeben. – Esther! Esther!" sagte sie klagend und umschlang die Knie des Mädchens. "Es reichte nicht, was mir dein Vater gab. Und weil ich mich vor ihm schämte, war ich schamlos vor fremden Menschen und lieh mir. Aber Alban Bentheim nahm keinen Schuldschein, er verbeugte sich – ich bin ja die Mutter derer, die er liebt – und gab und gab. Zitterst du? Siehst du meine Hölle? – Du verachtetest mich doch nicht?" schrie sie.

"Mutter", sagte Esther und bückte sich und nahm das aufgerissene Haar in ihre Hände und legte ihr Gesicht hinein, flüsterte: "O Mutter, geliebte Mutter ..."

Lydia zog sie zu sich herunter. "Knie mit mir", sagte sie heiser. "Du bist mein Kind, also trägst du alle Schuld mit mir. Nein, du verachtetest mich nicht. Aber graut dir nicht vor mir? Graut dir? O, bin ich denn so schuld? Ihr kennt nicht die Welt, in der ich lebe. Da denkt man nicht so tief. Man steht da oben und singt – und gibt sich weg. Dann, dazwischen, muß man genießen, träge sein, es gut haben. Man verschwendet ja sich selbst, da kommt man auch ins andere Verschwenden. Aber ich will mich nicht entschuldigen. Ich richte mich. Und daß ich es vor meinem Kinde tue, ist schon Buße. Ja?" fragte sie angstvoll, "ja?"

Aber Esther schloß die Mutter an sich, zog sie empor und führte sie zum Sofa.

Lydia sagte: "Noch nicht genug. Mir ist leichter, noch nicht leicht genug. Esther," sagte sie, "Esther, ich werde dieses Haus verkaufen mit der Wiese, ich werde das rosenrote Haus am Comer See verkaufen mit dem Garten und den vier Zypressen, ich werde die

Leute entlassen ..." Sie hob ihr Gesicht. Es schwamm in Tränen. Ein Kind, dem man sein Spielzeug fortnimmt. Sie hatte sich angeklagt, jetzt klagte sie Gott an.

Dieses Gesicht überwand Esther. Sie fiel vor der Mutter hin, umschlang sie und streichelte ihre Hände und sagte: "Nein, Mutter, nein. Du sollst alles behalten. Du hast genug verloren. Warte nur, Alban ist da, er läßt es nicht zu."

"Alban?" fragte Lydia. Die Tränen hingen an ihren Wimpern. Das gelöste Haar umgab sie wild.

"Ja", sagte Esther und ließ sich auf den Boden gleiten, saß da, die Arme um die Knie geschlungen. "Ich – will ..."

Aber da bückte sich die Mutter, riß ihren Kopf an sich und sagte hastig: "Nein, du darfst nicht. Niemals, mein Kind. Jetzt bin ich da. Laß mich. Genug ist an Unglück geschehen. Du sollst glücklich sein. Ich werde Geld haben, ich werde alles bezahlen. – Laß uns doch arm sein, geliebtes Kind. Laß uns doch arm sein, Esther, mein Leben du, meines Lebens Rest. Du und David – was gibt es mehr?"

"Doch, Mutter, doch."

Lydia sah sie an. "Liebst du ihn?" flüsterte sie. "Du belügst mich. – Und die Frauen, die dich von ihm abstoßen?"

"Ich komme durch alles hindurch zu ihm. Er ist gut."

"Das ist ja nicht genug!"

"Er liebt mich."

"Und dein Herz?"

"Mein Herz?" fragte Esther. Sie stand mühselig auf, sie lächelte, sie sagte: "Weil ich keins mehr habe, darf ich zu ihm gehen."

"Aber so geht man zu keinem Mann!" rief die Mutter. "Diesen Weg rechtfertigt nur das Herz."

"Mutter, es handelt sich nicht mehr um uns. Es handelt sich um Alban Bentheim. Vielleicht nicht, weil er half. Aber er liebt mich. Er verzehrt sich. Er leidet. Ich kann ihm helfen. Wir sind nur zu einem da: gut tun."

"Und du willst ein Kind von ihm?" sagte die Mutter leise. "Ohne Liebe ..."

"Mutter", sagte Esther lächelnd, und etwas wie leiser Schalk umspielte ihren Mund. "Vor einer Stunde sprachst du anders."

"Aber auch du sprachst anders, Kind."

"Dazwischen liegt diese Stunde, Mama."

"Esther – "

"Wir lieben dich, Mutter. David und ich."

"Jetzt noch, jetzt? Du hast nicht Furcht vor mir?"

"Aber ich liebe dich."

"Du läßt mich leben ..."

ζ

Alban Bentheim war voll Rücksicht. Er ließ sich zu den Mahlzeiten entschuldigen.

Nach dem Abendessen setzte sich Lydia ans Klavier. Sie schlug Töne, Akkorde an und dann ein Scherzo von Chopin. Moritz Berg hatte es geliebt.

"Tanze", sagte sie über den Flügeldeckel hin zu Esther. "Tanze, Kind."

"Tanzen ...", sagte Esther müde. "Ich kann nicht."

Nach kurzem Schweigen sagte die Mutter: "Einmal dachte ich, Esther, du würdest eine große Tänzerin. Aber nein, du bist keine Künstlerin. Wenn du nicht vor Schmerz tanzen kannst ... Ich – " Und sie präludierte zum *Nußbaum*. Dann Schubert und Beethoven und wieder Schumann. Lauter Anfänge ...

Sie kämpfte mit ihrer Stimme. Es war wie ein Ringen mit dem Engel. Zwei Kerzen bestrahlten sie, und Esther erschrak vor der Leidenschaft im Gesicht der Mutter. Aber Lydia gewann den Himmel – Sie sang ... Schuberts *Seligkeit* jubelte sie hinaus. Dann kam das *Gebet* von Wolf. Ihre Stimme bebte nicht. Wie aus einer Orgel stieg ihr himmlischer Ton.

Sie drückte die Lichter aus. In jenem Winkel saß Moritz Berg wie ein Schatten und lauschte. Sie sang alle Lieder jenes Abends noch einmal. Er war da. Sie sang zu ihm hinüber.

Esther schlich hinaus. Wie damals abends ließ sie die zwei allein. Sie saß in ihrer Stube. Sie hörte den Gesang der Mutter, und der Vater wurde auch ihr lebendig.

Draußen im Garten stand der Baum neben ihrem Fenster in Licht getaucht. Es fiel aus Albans Stube.

Sie begann sich zu entkleiden. Die Zöpfe aufgelöst, im kurzen weißen Röckchen, in der Nachtjacke mit den weißen Spitzen am Hals und an den kurzen Ärmeln saß sie auf ihrem Bett. In ihre nackten Füße, die sich wie weiße Tauben aneinanderdrückten, strömte die Kühle des Bodens.

Die Mutter sang noch immer.

Da sah sie Mario – es war wie ein Traum. Er gab ihr die Rose nicht und schüttelte den Kopf – Er liebte sie nicht ... Vaters blasses Gesicht schwebte daher, verweilte und lächelte – und Alban stand da in großer Demut. Er hatte alles, was gewesen, von sich gestreift. Er sah sie an und war rein.

Die Stimme der Mutter schwieg. Esther taumelte auf. O wüster Traum. Alban erwartete sie. Da war ihr Schicksal: dem Ungeliebten gehören.

"Ich kann nicht," sagte sie, "ich kann dennoch nicht. Aber ich will. Ich muß mich zwingen. Wie zwinge ich mich? Ich muß mich selber überlisten. Ich muß mich selber in die Falle stecken. Dinge müssen geschehen, daß ich nicht mehr zurück kann. Nicht mehr zurück kann ..."

Die Gedanken verliefen sich in Dunkel. Aber da merkte sie, daß sie an der Tür lehnte. Sie öffnete sie. Der Flur war dunkel, alles war still.

Sie schlich hinaus, da war Albans Tür ... Sie wußte: *Daß ich nicht mehr zurück kann ... Dinge müssen geschehen ... Es muß mich zwingen, es ... Ich kann mich nicht ...*

Eine wüste Jagd galoppierte durch ihren armen Kopf: der Vater mit dem zerrissenen Leib, die Mutter mit verzweifelm Gesicht, David, der lernen wollte, Brücken zu bauen, sie selbst – sie selbst? Aber Mario ... und er liebte sie nicht ...

Mit diesem Gedanken, der allein ihr die Kraft dazu gab, öffnete sie Albans Tür.

Er saß, noch völlig angekleidet, am offenen Fenster und drehte sich um. Einen Augenblick blieb er noch sitzen, dann war er bei ihr. Sie hatte schon die Tür geschlossen.

Da stand sie, eben noch schwarz, in Trauer, plötzlich so weiß, kindhaft, mit verzweifelten Augen. Sie streckte die Hände nach ihm aus. Er fing sie auf.

Sie stammelte: "Da bin ich, da bin ich ..."

Sie war von allem verlassen. Sie erschauerte in seinen Armen und drückte das Gesicht an seine Brust.

Aber er sagte mit einer Stimme, in der Liebe sang: "Du ängstigst dich. Liebes, süßes Herz, komm, ich führ dich zurück. Ich rufe die Mutter. Esther!"

Er umarmte sie – doch berührte er sie nicht. Sie spürte nichts, ihn nicht, einen Halt nicht. Sie begriff nur eins: *niemals zurück!* Ihre einsame Stube, sie allein, die Nacht, die Sterne, alles entfremdet, ihre Gedanken, die wühlten ...

Sie wußte nichts. Sie rief: "Nein, nein, laß mich bei dir bleiben!" Sie flehte, sie glaubte zu schwanken, indes er sie hielt: "Laß mich bei dir bleiben."

Sie glaubte noch immer zu taumeln, zu fallen, zu versinken, als er sie schon aufgehoben hatte und küßte.



Sie hatten getanzt ...

Vor dem grauen ernsten Hadraschen Haus machte die Juliglut Halt. Drinnen war es kühl und frisch. Die Nordfenster nach dem Hof und Garten standen offen, und das Girren der Tauben erfüllte die Stuben.

Tante Laura sagte zu Aurelie Unwirsch, die mit ihr Kaffee trank: "Ja, Beste, und da ist nun Blandine wieder da. So unverändert wie möglich. Wie ähnlich sich die Geschwister sind! Nur sozusagen mit anderen Vorzeichen."

Aurelie machte ein verständnisloses Gesicht.

Tante Laura erläuterte durch ein Beispiel: "Sehen Sie, Liebste, beide haben kein anderes Bestreben als: unauffällig zu sein. Und sind's. Aber bei Mario ist es wahre Bescheidenheit und bei Blandine Eitelkeit!"

176

Blandine saß oben bei Mario. Sie war gestern aus Bern zurückgekehrt, mit Kenntnissen beladen und mit einer herrlichen Kunde: ein italienischer Maler, Tito Faletti, der in Bern etliche Politiker und Herrschaften der verschiedenen Gesandtschaften porträtierte, liebte sie ... Sie hatte sich ihm versprochen, und im Herbst wollte er kommen, sie zu holen. Er hatte ein Haus in Venedig, hinter der Salute.

Das hatte Blandine gefaßt und trocken erzählt. Nun saß Mario da und wußte nicht, wie es ihr sagen. Sagen, daß sie ihre Kinder einem ungewissen Schicksal gebären würde. "Liebst du ihn denn?" begann er von einer anderen Seite her, nach manchem vergeblichen Versuch.

"Ich wünsche mir, seine Frau zu werden", sagte Blandine mit einem leicht spöttischen Lächeln. Über sich? Über den Bruder?

"Und du bist seiner, seines Charakters sicher? Man muß an Unverbrüchlichkeit, an Ewigkeit glauben, wenn man einen Menschen liebt."

Blandine sagte – und sah ihn kalt an: "Papa hätte in dieser Stunde anders gesprochen."

"Papa!" Nun hatte sie es selbst gesagt. "Papa, Blandine ... sieh, das wollte ich dir sagen. Papa war krank – hast du es deinem Verlobten gesagt?"

"Ich sagte ihm, Papa wäre während eines Tobsuchtsanfalls einem Herzschlag erlegen. – War es anders?" fragte sie laut. "Hat man etwas verheimlicht?"

"Aber dieser Anfall, Blandine, er war nur Ausbruch einer Krankheit Papas."

"Wahrscheinlich. Einer Gehirnkrankheit, läßt sich vermuten. Anderswoher kommen diese Anfälle kaum."

Mario ging zu ihr hinüber. "Ja, ja – und wir sind seine Kinder!"

"Nun ja."

"Seine Erben."

"Ja –"

"Auch die seiner Krankheit."

"Das ist sicher? Nicht ganz! Die Möglichkeit wäre da. Soll ich einer Möglichkeit mein Leben opfern?"

"Du kannst andere verderben."

"Ich fühle mich unabhängig, frei, stark – Ich lasse keinen kranken Keim sich entwickeln. Ich denke nicht ans Kind. Ich liebe den Mann. Vorläufig gibt es nichts weiter. Wo, wo ist eine Ahnenreihe, in der nicht irgend ein Tropfen Gift oder Verbrechen einmal ins Blut geflossen ist? Wer dürfte wagen, sich fortzupflanzen, wenn er zurück oder vorwärts dächte? Ich liebe ihn – ich werde seine Frau ..." Sie verriet sich. Sie hielt die Hände zusammengepreßt, um sich nicht ganz zu verlieren. Aus ihren Augen brach Licht und Sturm.

Mario sagte leise: "Ja, du nennst es Mut, zu trotzen. Aber es kann auch Selbstsucht sein."

"Nenn's, wie du willst", rief sie. "Ich opfere mich nicht deinem Gewissen. Ich bin nicht dumm und blind. Ich weiß, ich denke mir, was Vaters Tod bedeutete. Ich habe viel gelernt in Bern. Und ich sehe, wie du, du Knecht deines Gewissens, Asket wirst, weil du – ja, was, weil du ... – nein, Mario, es ist einfach deine Unfähigkeit, zu

leben. Weil du nicht leben kannst, sagst du, du willst nicht. Und das Gespenst Papas ist dir nur eine willkommene Ausrede. Könntest du leben, so wärst du stärker als Papas Schatten."

Er sah sie an, er schwieg.

"Du panzerst dich," rief sie weiter, "du panzerst dich mit deinem Gewissen, weil du schwach bist. Du weichst dem Leben aus, weil du ihm nicht gewachsen bist. Du bist ein Wohltäter für andere geworden, weil du schlecht an dir selber handelst. – Genug," sagte sie ruhiger, "genug. Es hat ja keinen Zweck. Sei mir nicht böse, Mario. Wir sind Geschwister." Sie gab ihm die Hand, lächelte ihm zu, nachsichtig, und ließ ihn allein.

So fand ihn Alban Bentheim.

Es dämmerte schon. Wolken waren heraufgezogen, von Gewittern trüchtig. Plötzlich wurde auch die Luft im Zimmer dick und schwül.

"Heut kommt sie –", sagte Alban durch das stille Zimmer hindurch.

Es klang, als wäre er allein. Aber Mario lehnte am Fenster. "Wo wohnt sie?" fragte er. "Wir hätten gern ..."

Aber Esther hatte gebeten, im väterlichen Haus wohnen zu dürfen, wo ja noch ihr Zimmer stand. Alban hatte die Bergschen Mädchen zu sich genommen, und während Esthers Anwesenheit sollte eine von ihnen bei ihr schlafen. Sie blieb nur ein paar Tage, um das Letzte zu ordnen, ehe sie zur Mutter zurückkehrte. Aber im Dezember kam sie wieder, als Albans Frau.

"Ich darf sie nicht von der Bahn abholen", sagte Alban. "Sie will allein ankommen und allein das Haus betreten. Erst morgen früh ..."

"Und Dezember ...", sagte Mario, der nach diesem Wort nichts mehr gehört hatte.

Alban ging hin und her, er lächelte. "Mario," sagte er, "das ist wie ein Wunder. Womit verdiene ich sie? Ich habe gelebt wie andere junge reiche Leute und bin nicht besser als sie. Und sie ist so süß, so – Ich kann an keine andere Frau mehr denken."

"Ja," sagte Mario, "ja."

Alban blieb stehen. Er breitete die Arme aus und spannte sie – man hörte gleichsam einen unsichtbaren Reitdreß an ihm knirschen und

krachen. Er hatte ein neues Gesicht bekommen. "Wie sie ins Zimmer kam: *Da bin ich ...* – ich vergeß es nie ... In dieser Nacht – " Plötzlich verstummte er. Er schnitt sich selbst das Wort ab. Er setzte sich zu Mario, der sich nicht gerührt hatte, und nahm seine Hand.

"Das Gewitter geht vorüber, Mario."

"Ja? Glaubst du?"

"Ich habe Blandine begrüßt. Bei ihr ist alles so selbstverständlich."

"Das ist es auch. Alles ist ja logisch. Nur Toren wundern sich."

"Laß uns Toren sein, Mario", sagte Alban und lachte. "Bist du nicht der allergrößte?"

"Nein", sagte Mario laut und entzog ihm die Hand und trat ins ganz verdunkelte Zimmer hinein. Er ging um den Tisch herum, auf dem seine Bücher und Präparate lagen und noch immer der einsame Knochen. Ihn nahm er und schlug damit auf Hefte und Papiere.

"Nein", sagte er fast heftig. "Nicht mehr. Ja, Kinder, Toren und Dichter wundern sich, denn die sind sich ja gleich. Ich bin ein Arbeiter. Ich bin ein Nüchterner. Ich weiß, alles geschieht nach Gesetz, eins folgt unumstößlich aus dem anderen. Ich lasse diesen Knochen los, er fällt – " Und er krachte auf den Boden. "Mir geschieht, was ich mir antue. Dir widerfährt das Glück, das du verdienst. Wer in die Grube fällt, hat sie sich selbst gegraben. Was können wir? Nicht einmal die natürliche Logik umbiegen. Wir untergeordneten Tiere!"

"Wer spricht da?" fragte Alban.

"Dein alter Freund Mario Hadra, der nächste Woche abreist. Die Vorlesungen gehen zu Ende, und ich reise in die Schweiz und bleibe dort die nächsten Semester."

"Du hast mir noch kein Wort gesagt! Du gehst, aber du solltest zu unserem jungen Haus gehören!"

"Ja. Nach Paris. – Nach der Schweiz, sagte ich? Unsinn. Nach Paris. Ich will noch Charcot⁸ hören, ehe es zu spät ist."

"Und Blandine heiratet. Und das Haus hier?"

⁸ Der arzt jean-martin charcot (1825–1893) gilt als begründer der modernen neurologie. In seinen späteren lebensjahren führte er vorwiegend psychopathologische studien über das phänomen der "hysterie" durch. Seine ergebnisse wurden zwar teilweise später revidiert, hatten aber großen einfluß auf die entwicklung der psychiatrie und auf die psychoanalyse seines schülers sigmund freud. Charcots klinischer einsatz der hypnose beim versuch, eine ursache für "hysterie" herauszufinden, weckte freuds interesse an den psychischen ursachen der neurosen. Auch pierre janet, neben sándor ferenczi begründer der psychotraumatologie, war ein schüler charcots.

"Tante Laura ist ja da. Und wenn es ihr unheimlich ist, geht sie zu ihrer alten Freundin nach Baden-Baden, und wir schließen hier zu. Tot, aus, fertig."

"Mario!"

"Du willst mir doch nicht den Puls fühlen", sagte Mario und lachte herzlich. "Lieber guter Mensch, laß uns Abschied nehmen. Vielleicht bin ich eines Tages plötzlich fort."

"Mario – "

"Du sollst glücklich sein, Alban."

Er nahm beide Hände des Freundes und preßte sie schmerzhaft. Im dunkeln Zimmer sahen sie ihre Gesichter bleich und schemenhaft. Alban Bentheim fühlte sich plötzlich seltsam fremd diesem sonst nahen und geliebten Menschen gegenüber. Kälte, Geheimnis, Feindseligkeit wehten ihn an, und schlaff und plötzlich müde glitten seine Hände kraftlos aus denen des Freundes.

180

ζ

Esther Berg ging in Wind und Kühle – nach dem kurzen Gewitter – durch die nasse, glänzende, frisch duftende Stadt. Mit einem kleinen Handtäschchen. Sie sah nichts, nichts als den Weg vor sich, der sie nach Hause führte, in Papas Haus. Sie sah nicht, daß Alban Bentheim vorsichtig ihr nachschlich, ihren Weg zu behüten.

Als in der Kaiserstraße Menschen auftauchten, sie ansahen, streiften, begann sie zu laufen.

Da war das Haus, alle Läden geschlossen, aber sie sah Licht in ihrer alten Stube. Die Tür war nur angelehnt. Drinnen wartete die alte Sofie. "Bist du da!" rief Esther und fiel ihr um den Hals.

Eine halbe Minute lang war sie das kleine Kind, das an demselben Hals gehangen hatte, vielleicht auch manchmal weinend und getröstet von diesen Magdhänden, die für sie arbeiteten.

Dann warf sie die Tür zu. Es schallte, aber anders als sonst. Ein neues Echo im Haus – ja, ja, es war ja leer ...

Aber nun war die Welt draußen ausgesperrt, sie war zu Haus, geborgen, sicher. Alles war nicht geschehen. Ihr Gesicht zuckte. "Papa!" rief sie, "Papa!" – das zweitemal heiter, laut, als hörte er es dann gewisser.

Der Flur und die Treppe war leer. Und alles stand voller Rosen. Rote Rosen. So hatten sie die Mutter begrüßt. Wie lange war es her? Es konnten noch dieselben Rosen sein, und es war doch vor Zeiten gewesen, vor Zeiten. *Ich bin eine uralte Frau*, dachte Esther Berg plötzlich.

Aber Sofie sagte unter ihren langsamen Tränen: "Das hat alles der Herr Bentheim gemacht. Das ganze Haus voll Blumen. Ach, was für ein guter Herr! Estherchen, Ihnen hat der selige Papa was Gutes ausgebeten!" Dann begann sie den Tee zu machen. Im Zimmer des Fräuleins war gedeckt. Sonst war das Haus ja leer.

Niemand kam die Treppe herunter. Langsam, langsam stieg Esther hinauf. Ein Lächeln stand auf ihrem Gesicht. Es war da stehen geblieben von jenem bleichen Morgen her, an dem sie Alban verlassen hatte. Er war eingeschlafen. Wie ein großer Junge lag er auf dem Rücken mit zerzaustem Haar, wie ermüdet von heftigem unschuldigen Spiel. Esther sah ihn an, indes draußen die Vögel erwachten und laut sangen. Aber er schlief ruhig und unbewegt. Grauen kroch in ihr Hertz, sie fror bis ins Gebein – aber sie lächelte. Sie strich an sich herab und wunderte sich, daß sie dieselbe war. Und doch hatte es sie aus der Welt geschleudert. Wohin? Sie hing schwindelnd im leeren Raum.

Der Tee stand in ihrer Stube, sie schickte Sofie schlafen.

Alles war voll Rosen. Sie trug sie aus ihrer Stube hinaus, der Duft betäubte sie. Stehend setzte sie die Tasse an den Mund – sie konnte nicht. Da lag Obst, Süßigkeiten in einer neuen Silberschale, dort ein Paket mit Albans Handschrift – Plötzlich sah sie auf ihre Hand, auf den schmalen goldenen Ring ...

Wie fremd war ihr die eigene Stube. Nichts war verändert, aber sie kannte sie kaum wieder. Wieviel Zeit war denn vergangen seit ... Drei Wochen waren vergangen ... War es ihr Zimmer?

Nun wußte sie: sie selbst war es, die eine andere geworden war ...
Sie ging hinaus. Alle Türen waren verschlossen, aber die Schlüssel steckten. Sie schloß auf. O, welche stickige Luft. Und kein Licht mehr? Die Lampen waren schon fort ... Vor den Fenstern die Läden. Welche Finsternis.

Aber sicher ging sie von Raum zu Raum. Da war der rosa Salon, da hatte Dr. Taschner bei Ellen Ambach gestanden – und nun war er erschossen. Weil er liebte.

Sie lächelte.

Das Musikzimmer. Der Flügel stand nun im Bentheimschen Haus. Alles war dort, alles. Und wartete ...

Sie stürzte in den Saal. Da kam der Nachtschein durch die offenen Fenster, da war die süße Regenluft. Der Saal – da hatte sie getanzt ...

Sie hob die Arme, wollte sich heben ... aber es drückte sie nieder ...
Nein, sie war zu schwer geworden. Sie wurzelte in der Erde, kam nicht mehr los, hinauf zu den Sternen.

Wo habe ich meine Flügel gelassen? dachte sie. *In Albans Armen ...* sie schauerte. Sie hörte wieder den Jubel der Vögel im Morgengrauen und sah sich frierend am Bett stehen und den schönen Schläfer betrachten. Sie sah sich – seit jenem Morgen sah sie sich immer bei allem Tun und Reden. Als hätte sie sich gespalten, als hätte das eine Ich, das wahre, sie verlassen und schaute nun kalt dem anderen, fremden zu.

Meine Flügel ..., dachte sie. "Oder ...", sagte sie laut. "Du schreibst mit ihren Federn, Mario ..." Da ging das erstarrte Lächeln von ihrem Gesicht, und über das weiße stille zog ein neues herauf. Die alte Esther Berg, die achtzehnjährige, das Mädchen, lehnte sich aus dem Fenster und sah nach den Laubmassen, in denen irgendwo fern die Bäume Marios rauschten ...

Aber das war eine Minute. Und in dieser Minute dachte sie verzweifelt: *Was tat ich, was, was!* Sie schauerte und schauerte. *Jetzt ist alles zu spät. Ich muß. Aber ich wollte es ja so. Ich habe mich selbst gebunden, ich kann nicht mehr zurück. Weiter, weiter – zu Alban hin. Von Mario weg. Mario!*

Sie wollte nie mehr an ihn denken. Jetzt von ihm Abschied nehmen. Die Bäume rauschten. Sterne standen zwischen tiefen Wolken am glänzenden Himmel. Esther kam zu sich. Da lag der leere Saal, und das Haus tönte seltsam.

"Papa", flüsterte sie. Sein Gesicht stieg auf, sie stieß einen Schrei aus. Sie lief. Da war der Flur, ganz hell, voll Rosen, und es war noch schauriger. Sie sah sich mit entsetzten Augen und dem erstarrten Lächeln. Es war kein Mädchenlächeln, es war das bittere Lächeln einer enttäuschten Frau ... Aber das war ein Spiegel, in dem sie sich sah. Sie floh vor sich ...

Die Haustür winkte, eben noch zugeschlagen als Schutz gegen Mensch und Welt, nun Rettung ins Freie. Sie stürzte hinaus ... Vor der Tür stand Alban Bentheim. Ja, er war immer da, wenn man verzweifelte.

"Du," stammelte sie, "du, ich kann nicht im Haus bleiben. Nur weg, weg."

Er führte sie schon. Sie atmete schon wieder.

"Wohin, mein Liebling? Willst du in ein Hotel? Zu Hadras?"

Sie zuckte zusammen. Sie stammelte: "Zu Adele Saslawski. Sie nimmt mich auf."

"Jetzt in der Nacht, mein Herz ..."

"Immer. Komm, schnell."

Adele von Saslawski empfing die Zitternde mit warmen Händen.

ζ

Sie blieb an ihrem Bett sitzen. Wenn sie gehen wollte, hielt Esther sie fest. Und Adele streichelte sie von neuem in Schlaf. Aber es half nicht. Sie schlief nicht ein.

"Wie bist du verstört, Kindele", flüsterte Adele. Ihre Hände waren gut, sie war weich und sanft, und Esther staunte sie an. Es war schön, sie nicht fortzulassen.

"Du siehst aus," flüsterte Adele weiter, "als wäre dir das Verständnis für die Welt abhandengekommen."

"Nein," sagte Esther mit klarer Stimme, "nein, nur das Verständnis für mich selbst."

Adele ging hin, das Fenster einzuhängen. Der Wind rüttelte an dem offenen, daß es ächzte. Sie kam zurück, setzte sich wieder auf den Bettrand und fragte wie ein Hauch: "Liebst du ihn nicht?"

"Wen?" antwortete Esther abwehrend.

Adele schwieg und lächelte traumhaft. Plötzlich, als glitte ihr etwas vom Herzen, sagte sie: "Ich weiß nur eins: wie es ist, zu lieben und nicht geliebt zu werden. Aber vielleicht ist es dieselbe Verdammnis, geliebt zu werden, wo man selbst nicht liebt."

Schon wieder bei sich, fügte sie voll Erbarmen hinzu: "Armer Abel, mein armer Abel ..." In diesem Augenblick beschloß sie, ihn von sich zu befreien, ihn zu verlassen ...

Sterben! – Aber es war schwer, allein zu gehen. Ein Schauer überlief sie, die immer allein gewesen war, so lange sie dachte. Nie liebte sie ein Mensch ... Aber jetzt ging sie – zu Julian Klotz. Nicht aus Liebe; aus Liebe zu Abel ging sie zu Julian Klotz ...

Sie sagte starr und laut: "Ja, Kind, Kind, diese Welt ist noch nicht zu verstehen ..."

Aber da war Esther eingeschlafen. Das bittere Lächeln hatte ihr Gesicht verlassen, es war schön und rein. Tränen stiegen in Adeles Augen, als sie die Schlafende betrachtete. Sie löschte das Licht und schlich lautlos hinaus.

ζ

Der blasse junge Student saß mit zitternden Lippen am Tisch. Er drehte Olivia Daum den Rücken, die sich, hart an der Tür, den Schleier band. Die Gasflamme sauste. – Vor dem geöffneten Fenster hob und senkte sich der weiße Leinenvorhang.

Olivia starrte auf diesen graden schmalen Rücken, auf das edle Hinterhaupt. Ihr Blick glitt ab, fiel auf das Bett, das so gemein, aller Kissen entblößt, die auf der Erde lagen, die nackte Matratze mit dem zerknitterten Laken zeigte, auf den Waschtisch mit dem Schwamm im wasservollen Becken.

Sie flüsterte: "Liebst du mich? – Fritz?"

Und als er nicht antwortete, als hätte er nicht gehört, schrie sie, fast kreischend: "Liebst du mich?" Nach einer Sekunde: "Fritz?"

Er rührte sich nicht. "Laß mich nachdenken", sagte er, und Wort für Wort hatte den gleichen Ton, als gäbe er sich Mühe, so zu sprechen. "Du liebst mich nicht!" zischte Olivia. Ihr hoher Rücken krümmte sich noch mehr, wie bei einem Raubtier, das springen will.

Im selben Ton kam die Antwort des Unbeweglichen: "Gott sieht mein Herz."

Nach einer Minute, in der sich nichts im Zimmer rührte als lautlos der Vorhang, sagte Olivia: "Leb wohl." Sie wartete. Sie griff nach der Klinke. –

Er drehte sich plötzlich um. Die Stube war schon leer. Er hatte ein schönes schmales Gesicht und einen roten weichen Mund, in dem ein bebendes Leben war. Die Augen waren hell und scharf und faszinierend. Er sagte, plötzlich mit natürlicher Stimme und laut: "Du hast mich nie geliebt!"

ζ

Es war halb zehn, und Olivia Daum stand auf der Straße, vor den Anlagen, die rauschten. Sie kam sich wie verstoßen vor. Ausgestoßen. Von der ganzen Welt. Wieder krümmte sich ihr Rücken höher, als friere sie und wollte in sich hineinkriechen.

Sie ging geraden Wegs, durch die belebte Kaiserstraße, am Münster vorbei zu Saslawskis. Sie sah nicht rechts noch links. Sie wanderte. Als wäre sie schon draußen auf der großen Landstraße. Aber jetzt gab es ja noch ein Ziel ...

"Fräulein Berg", sagte sie zu Herrn von Saslawskis Diener, der ihr öffnete.

Er ließ sie eintreten und ging ihr dann voran. Nur halb bewußt genoß sie das schöne Schreiten des jungen Menschen und sah mit einem leichten Kitzel in der Kehle seine schmale gepflegte Hand auf der Klinke liegen.

Esther Berg saß, schon die Zöpfe offen für die Nacht, in ihrem Fremdenstübchen. Olivia setzte sich auf den ersten Stuhl, den sie sah, dicht bei der Tür, und sagte: "Liebe Esther, ich muß mit einem Menschen sprechen. Ich komme zu Ihnen. Warum bloß? Mir fiel vielleicht sonst keiner ein. Oder weil Sie all dem am allerfernsten stehen. Ich glaube, die Unschuld ist die mildeste Richterin."

Esther wollte zu ihr hin, aber Olivia streckte rasch die Hand aus. "Bleiben Sie", rief sie.

Esther sagte ratlos: "Ihre Mutter, Olivia ..."

Olivia antwortete: "Die Exzellenz hat von acht bis elf ihren Bridgeabend bei Frau Fränkel – Mama ... Lieber Gott, ich muß wegen des Rückens jetzt schwedische Massage erdulden. Ihre Liebe stößt sich an meinem Rücken."

Esther stieß einen schwachen Laut aus.

"O, bitte, Esther", sagte Olivia Daum. Sie konnte keinen Augenblick still sitzen, und fortwährend strichen ihre Hände unsichtbare Haare aus den trüben Augen. "Nichts sagen. Ich will sprechen. Ich bekomme ein Kind", sagte sie und saß ganz still und wiederholte wie ein zitterndes Echo: "Ich bekomme ein Kind ..."

Sie holte Atem wie aus einer grundlosen Tiefe heraus. Sie sagte und fiel in sich zusammen: "Niemand liebte mich ja. Wir waren Schulmädgel, alle hatten ihren Jungen vom Gymnasium. Ich nicht. Wir waren Backfische, alle schrieben heimlich Liebesbriefe, trafen sich, küßten. Ich nie. Ich wurde junges Mädchen, alle Männer sahen an mir vorbei. Niemals begehrte mich einer – O Esther, eine Frau, die nicht begehrt wird – daran vertrocknet man. Wir müssen fühlen, daß wir Wünsche wecken, Männeraugen müssen sich verändern, wenn sie auf uns fallen, wenn ein Mann mit uns spricht, müssen wir empfinden, daß sein Blut bewegt ist. Wir müssen Frau sein. Und wir

sind es erst durch unsere Wirkung auf den Mann. Aber nie begehrt werden, nichts erregen – das ist fehlender Sonnenschein und Tau. So war ich. Ich trug meinen Rücken als Fluch. Und du ..." Sie richtete sich auf. Plötzlich erst sah Esther, daß Olivia Daum verändert war. In ihrem farblosen leidenden Gesicht war dennoch eine Art Schönheit, eine verdeckte Leidenschaft.

Sie fuhr unaufhaltsam fort: "Und da verführte ich ihn ... Ich ging zu ihm und nahm ihn beim Wort, das er mir halb abwesend gegeben hatte. Beim Tanz. Bei euch, Esther, im Saal. O, seien Sie still, still, still. Es muß heraus, ich ersticke. Hören Sie, hören Sie! Ich kann's nicht mehr allein tragen. Ja, ich ging zu ihm, er sollte mich malen. Ich kam, warf den Hut ab, ich knöpfte die Bluse auf, ohne zu sprechen. Er wollte mir Einhalt tun. Aber ich streifte schon das Hemd ab. – Still, Esther!" wimmerte sie fast. "Ich war von Sinnen und doch so kalt im Innersten. Ich erfor an mir selbst. Vielleicht ist mein Körper schön, wenn man den Rücken nicht sieht. Nun, ich erfuhr den Mann ... Ich, ich entflammte einen Mann, er genoß mich. Ich nicht ihn, nur meine befriedigte Eitelkeit. Und so begann es. Das war Anselm Wermut."

"Keinen Namen", flehte Esther Berg.

"Anselm Wermut", wiederholte Olivia und stand auf. Sie begann in der Stube zu wandern, faßte hier einen Stuhl an, rückte da an einem Bild. Ihr Gesicht zuckte, sie lachte grell: "Er hatte schnell genug. Oder ich? Ich war nicht mehr kalt und dachte: es gibt so viele. Er ist nur einer. Sind alle gleich? O, o, wenn diese Frage in uns fällt, so sind wir verloren. Neugierde – und es ist aus. Der zweite war Leutnant Kraft ..."

"Still", flehte Esther. Sie war weiß wie Schnee.

"Gestern", sagte Olivia, "treffe ich Ulrike Geschwind. Leutnant Kraft hatte ein Bild von ihr in seiner obszönen Sammlung. Sie sieht mich an – o ihr geheimnisloser Blick! – und sagt: *Sie sind ungeschickt, liebe Olivia*. Da, da zum ersten Mal fühlte ich mich erniedrigt. So war ich denn nichts Besseres als sie, als irgendeine, die herumstreicht? Auch so ein Mädchen für alle? Bisher hatte ich nie daran gedacht. Sie hatte gleich gesehen, daß ich ein Kind bekomme."

"Aber der Vater, Olivia ...", sagte Esther.

Olivia lehnte sich an das schon aufgeschlagene Bett. "Der Vater?" sagte sie. "Der Vater? Dieses Kind hat ja keinen Vater. Ich kenne ihn nicht ..."

"Olivia – !"

"Ich kenne ihn nicht", sagte Olivia noch einmal. Sie starrte regungslos ins Leere, ihr Gesicht war jetzt alt und verfallen, und ihr Rücken hob sich wie ein ungefügter Buckel. "Was soll ich tun?" fragte sie monoton und erwartete keine Antwort. Diese Frage klang so mechanisch, als hätte sie sie schon tausend- und tausendmal laut vor sich hingesagt. "Was soll ich tun? Wenn die Exzellenz es erfährt, vergiftet sie sich mit ihrem Veronal. Ich habe kein Geld, um in der Schweiz zu entbinden und das Kind in die Rhône zu werfen. Ich habe getanzt und geturnt, ich bin eine Treppe hinabgestürzt, ich habe unsern Eßtisch täglich viele Male gehoben – es wollte nicht raus, es bleibt, das Boshafte, es bleibt in mir, schadenfroh. Aber schließlich, schließlich werde ich die Stärkere sein. Wenn ich es erst in den Händen habe."

Sie ließ das Bett los und taumelte, wie fortgestoßen, bis sie vor Esther stand. Etwas wie Modergeruch ging von ihr aus, und Esther, einen Augenblick unbeherrscht, schob sie von sich ab.

"Natürlich!" kreischte Olivia unnatürlich hoch.

Aber schon war Esther auf, hatte sie in ihren Stuhl gedrückt und kniete vor ihr hin: "Olivia," sagte sie atemlos, "liebe arme Olivia, nein! Ich bin Ihre Freundin, ich helfe Ihnen, aber hassen Sie, hassen Sie das Kind nicht! Das hat mich so erschreckt. Es ist schuldlos."

"O du liebe Unschuld", sagte Olivia fast spöttisch. "Du hast gut reden, du Unberührte, nichts Ahnende."

Ester beugte den Kopf. Sie empfand ihren Körper, den ein Schauer überlief, und in diesem Augenblick wußte sie, hellseherisch, unfehlbar: *ein Kind, in mir* – doch nie war ihr bis heute der Gedanke gekommen ...

Sie sagte mühsam: "Olivia, wir werden es richten. Sie müssen verreisen. Jetzt noch nicht, vielleicht erst später, damit Sie nicht zu lange fortbleiben müssen. Sie gehen zu meiner Mutter."

"Niemals!" schrie Olivia. "Es müssen Fremde, ganz, ganz Fremde sein."

Esther sagte nach einem Augenblick Stille: "Es gibt einen guten Menschen, Olivia. Ich werde zu ihm gehen und sagen, daß ich Geld brauche. Er fragt nicht, wozu."

"Wen meinen Sie?" flüsterte Olivia.

Esther sagte rasch: "Mario Hadra."

"Mario Hadra", sagte Olivia langsam. "Mario ist gestern nach Paris gereist." Und als Esther den Kopf senkte, sagte sie lauernd, fast zischend: "Sie suchen einen guten Menschen und denken nicht an Ihren Verlobten, Alban Bentheim – ?"

Eine Minute war es still.

Esther bewegte langsam den Kopf hin und her, und ein Gedanke durchfloß ihren Kopf wie Feuer: *Wenn auch Alban Bentheim einer von den Männern Olivias ist – ?*

In dieser stummen Minute empfand sie: alle Einfachheit, aller Friede, alle reine Heiterkeit ihrer Jugend, ihres Mädchentums war dahin ... Sie war Frau geworden, und da es ohne Liebe gewesen war, war sie von nun an verstrickt in des Lebens trübes Chaos. Mitwiserin aller Unreinlichkeiten und Unseligkeiten des Daseins, irgendwie Genossin jeder leidenden Kreatur. Alles bisher war Spiel gewesen, die Traurigkeit nur Schatten in der Sonne. Aber jetzt kamen die ernstesten Begegnungen und die Nacht, in der die Lichter versanken.

Olivia stand auf. Sie richtete Hut und Schleier und sagte verstört: "Mein Gott, wozu kam ich! Das war ja Wahnsinn."

Esther, vor ihr, bat: "Erlauben Sie mir, mit Adele Saslawski zu sprechen. Sie ist gut, sie wird –"

"Nie!" schrie Olivia. "Nie! Ich verbiete, hören Sie! ich verbiete Ihnen, mit irgend jemandem von mir zu sprechen. Ich will nicht, daß Sie mir helfen. Von vornherein weise ich alles zurück! Ich werde mir allein zu helfen wissen. Veronal ist da, der Waldsee, die Eisenbahn ..."

Esther zuckte zurück. Sie stand da wie aus Stein.

"Die Eisenbahn!" schrie noch einmal Olivia, roh und außer sich. "Und der Strick, die Kugel. Und, ha! Frankfurt: ich kann hingehen und mich einschreiben lassen. Da hören endlich alle Lügen auf. Bleiben Sie, ich geh allein. Und noch einmal: wagen Sie nicht, mir zu helfen!"

Sie stürzte hinaus.

Bald darauf kam Adele. "Hast du Besuch gehabt, Herzelchen?"

Esther saß auf ihrem Bett, weiß wie die Leinwand.

"Dir ist nicht gut, Kindchen?"

"Doch, doch – ich dachte nur ..."

"Woran?" Adele setzte sich neben sie und nahm ihre Hand.

"Woran? Ich weiß nicht mehr. – Ja, wie es sein wird, wenn ein Kind da ist ..."

Adele ließ langsam den Kopf sinken.

"Ja," fuhr Ester fort, "mir fiel ein, daß das Leben doch ein trübes Chaos ist. Aber wenn das Kind daraus steigt, ist dann nicht alles gelichtet und gut?"

"Ja," sagte Adele, "natürlich. Das Kind ..." Sie stand auf.

"Ja, wenn ein Kind da ist ..."

"Gute Nacht", flüsterte sie, wie abwesend, nach einem Augenblick, und ging still aus der Stube.

Aber Esther dachte ungestört weiter: *Olivia, Olivia – und sie nannte mich unberührt.*

Blut stieg in ihr Gesicht. Ich ging zu ihm, ich – Glaubst er, daß ich Sehnsucht hatte? ... Muß er nicht glauben, daß ich nach ihm verging? ... Er wollte mich fortschicken, und ich blieb ...

Scham verbrannte sie. Sie warf sich in die kühlen Kissen.

O, und nie, nie würde er auch nur durch einen Blick andeuten, was geschehen ist. Er hat es ausgelöscht. Er schont mich. Noch in der Hochheitsnacht wird er mich wie eine Unberührte umarmen. Sei nicht so gut, so rücksichtsvoll, liebe mich weniger, Alban. Es ist nicht zu ertragen, es erdrückt mich. Sei gemein, und ich würde dir dankbar sein und mit reinerem Gewissen deine Frau werden. Aber wenn du mich so zart, so ehrfürchtig, so demütig liebst, oh! – ich muß mich tief verachten.

Ganz in Gedanken, wie eine Abwesende, mit Augen, die nichts sahen, war Adele aus dem Zimmer gegangen, und das Wort *Kind* schlug wie ein Glockenklöppel an ihre Hirnschale. Es dröhnte, daß ihr schwindelte.

Fast ohne daß sie es wußte, betrat sie, ohne anzuklopfen, den kleinen Schreibraum ihres Mannes, wo er bei einer niederen Lampe las.

"Adele", sagte er erstaunt.

Sie streckte die Hand aus, daß er sitzen bliebe, und stand an der Tür, die sie zu schließen vergaß. Und ohne weiteres, als wäre es der Abschluß eines langen Gesprächs mit ihm, sagte sie – und ihre Stimme war ruhig: "Ich kann nicht mehr leben."

Sie erhob wieder die Hand, er sah sie bleich und unbewegt an. "Nein," sagte sie, "ich kann nicht mehr. Du hast mich verschmachten lassen. Ich bin zu Ende. Meine Liebe ist – "

Sie atmete tief. "Ja, meine Liebe ist nicht mehr groß genug, es mich tragen zu lassen. Einmal liebte ich dich nur, und es war genug. Aber heute ist es mir nicht mehr genug."

"Einmal," sagte er nach einem Augenblick, "erinnere dich, Adele, ich sagte dir du würdest einmal kommen und mich anklagen, daß ich dir keine Liebe gab."

Aber sie unterbrach ihn, sie rief: "Anklagen? dich? O, niemals! Mich klage ich vor dir an, daß ich schwächer bin als meine Liebe. Ach, sie besteht ja weiter, aber ich erliege. – Mein Körper," flüsterte sie, "mein Körper erliegt. Er verlangt nach Mutterschaft." Sie schüttelte den Kopf, so heftig, wie er nie eine Bewegung bei ihr gesehen hatte. Und ebenso ungestüm – vielleicht hörte Abel von Saslawski nun zum erstenmal die wahre Stimme seiner Frau – rief sie: "Hättest du mir ein Kind gegeben, ich hätte nie aufbegehrt. Ich verlangte nichts weiter als das. Eine einzige Umarmung, die mich befruchtete – und ich hätte nie mehr in deinem Weg gestanden. Ja, so kam es: ich liebte dich, aber ich wußte nicht, daß lieben heißt: sich ein Kind von ihm wünschen. Und heute ist es so, daß ich nichts weiter wünsche als das Kind."

Sie kam ins Zimmer hinein, sprach über ihn hinweg: "In diesem Augenblick wird es mir ja erst klar. Liebe ich dich denn noch? Haben diese Jahre ohne Licht nicht alles verdorren lassen? – Wie schrecklich ist das! Bis zu dieser Stunde warst du mein Leben. Bis zu dieser Stunde – und ich weiß jetzt: ich will bloß noch ein Kind. Von dir, von einem anderen? Ich sehe nur das Ziel: ein Kind an meiner Brust, woher es auch kommt."

Er rührte sich und starrte in die Lampe, und sein Mund zuckte. Dann sagte er, indem er die Augen schloß: "Ich wartete auf diese Stunde." "Ja," sprach sie weiter, "nun geh ich. Du brauchst mich nicht, und ein anderer leidet nach mir. Ich werde ihn nie lieben. Aber es tut nicht not. Ich werde zu Julian Klotz gehen. Er erwartet mich nicht mehr, denn ich habe ihn fortgeschickt. Aber er liebt mich ..."

Sie sprach es kalt und trocken aus, und ihr Herz regte sich nicht. "Ja, so boshaft ist das Leben: er liebt mich. Aber du hast meine Liebesfähigkeit erstickt. Du hast mich arm gemacht, mir bleibt nichts weiter als das Kind."

Er hatte nur eins gehört: *Ich gehe ...*

"Du gehst", sagte er leise. "Ich hielt dich nie, so muß ich dich denn jetzt gehen lassen. Ich habe kein Recht. Ich hatte nie ein Recht, in diesem Haus zu sitzen und es mir gut gehen zu lassen. In deinem Haus, Adele. Nur meine Liebe hätte mir das Recht gegeben."

Sie sagte bitter: "Du warst immer grausam, Abel. Du bist grausam noch in deinem letzten Wort."

"Ich habe dich nie belogen", sagte er leise. "Hättest du eine Lüge vorgezogen?"

"Vielleicht?" flüsterte sie sich selbst die Frage zu. "Vielleicht kann man von einer Lüge leichter leben als von der Wahrheit."

"Lügen sind unfruchtbar!"

"Aber deine Wahrheit?" fragte sie bitter. "Aber du läßt mich doch gehen?" Und dennoch – dennoch war da noch ein leiser schwacher Unterton von Hoffnung.

Er schwieg. Und sie sagte: "Du brauchst mich ja nicht."

Er antwortete: "Das werde ich wissen, wenn du fort bist ..."

Sie stand noch eine Minute mitten im Zimmer. Unbewegt. Beide warteten. Dann wandte sie sich zur Tür.

"Wann?" flüsterte er hinter ihr. "Eilt es dir sehr? Denn, Adele, das verstehst du wohl, daß ich es bin, der das Haus verläßt. Alles ist dein. Soll ich es behalten ohne dich?"

Sie blieb starr stehen. "Alles ist dein", sagte sie fast laut. "Du weißt, es ist auf dich überschrieben. Ich habe gar nichts damit zu schaffen. Für dich, Abel, ändert sich nichts."

Er stand auf und lehnte sich an den Tisch. Beide hatten fast kaum Bewegungen an sich. Er sagte: "Vielleicht waren alle diese Jahre – dieses Leben von dir ohne Dank und Gegenleistung von mir – schon eine Niedrigkeit von mir. Aber in deinem Wohlstand sitzen bleiben und dich fortschicken – "

"Du stellst die Dinge falsch dar", unterbrach sie ihn.

"Wie ich sie ansehe", sagte er. "Nein, ich werde fortgehen. Du bleibe, rufe ihn her, der dich liebt. Siehst du nicht ein, daß ich, der unrecht tat, Platz machen muß?"

"Niemals unrecht!" sagte sie leidenschaftlich. "Abel, ich bitte dich. Wohin willst du? Alles hier ist von deinem Wesen erfüllt. Es ist ja dein Haus geworden. Hier bist du aufgehoben. Willst du wieder ins Ungewisse? Und dein Buch?"

Er horchte auf. Über sein Gesicht ging ein Glanz, als hörte er den Lärm des mittäglichen Forums und die Rufe der Menge, durch die hindurch der junge Cäsar sich zum Tempel tragen ließ. Hörner tönnten, in einer schimmernden Schwanenreihe neigten sich die Vestalinnen. Cäsar grüßte.

Adele sah ihn mit zitternden Lippen an. Und sie fühlte: niemals, niemals würde sie ihn verlassen können ... "Dann," flüsterte sie, "dann – dann brauchst du mich ...", sagte sie fast unhörbar.

Er schien noch immer zu lauschen und mit allen Sinnen etwas Unsichtbares zu trinken.

"Schreibe dein Buch", sagte sie leise. Und mit einem Lächeln, das von Zärtlichkeit überfloß: "Es ist ja dein Kind ... Arbeite, Abel. Später, später werden wir sprechen. Bleibe hier, ich bitte dich. Ohne dich,

wie sollte das Haus ohne dich stehen! Und laß mich hier. Bis dahin ..."

Sie wartete auf keine Antwort. Sie ging hinaus. Und draußen fiel sie auf den ersten Stuhl. Es trug sie nicht weiter. Sie war unglücklicher denn je – und glücklicher, als sie je gewesen war ...

ζ

Im Saal ging zwischen seinen römischen Kaisern Abel von Saslawski umher. Am Fenster saß ein blasser junger Mensch und wartete auf die langsam, aber leidenschaftlich tief herausgeholtten Sätze, die Herr von Saslawski sprach. Er diktierte sein Buch CAESAR.

Er blieb bei dem jugendlichen Augustus stehen, der die Züge der Bergschen Geschwister trug, und legte den Arm um die bronzene Büste. Die Kühle des Metalls drang ihm bis auf die Haut.

Der Abendglanz fiel in den schönen Raum. Der letzte Schimmer erreichte das braune Haupt des von Gottgefühl trunkenen Platon.

Abels Stimme drang hinüber zu Esther und Alban, die im Musikzimmer saßen, Alban am Flügel, Esther am Fenster, die weißen Hände im Schoß. Sie sagte leise, ohne hinüberzusehen: "Werden wir immer hier leben, Alban? In der Fabrik? Wir können Mamas Häuser bewohnen. Ich war nur einmal in La Rose am Comer See."

"Wo du willst", sagte er. "Ich kann für sehr lange, vorläufig, nicht von hier fort. Von Zeit zu Zeit muß ich da sein. Aber es wird alles so werden, wie du es dir wünschst."

"Ja," sagte sie bedrückt, "ja, ich weiß."

Er kam leise herüber. Über sie gebeugt flüsterte er: "Ich liebe dich, Esther. Nur eins gewähre mir: Dulde mich freundlich."

Sie atmete seine Nähe. Wohl unbewußt schloß sie die Augen. Und wieder sah sie, wie oft in Traum und Wachen, sich in der grauen, von Vogelstimmen erfüllten Morgenfrühe an Albans Bett stehen und den schönen Schläfer betrachten. Er sah so schuldlos aus. Er hatte

Frauen erlebt, viele Frauen, hatte Liebe genossen, Hingabe angenommen, sich selber ausgegeben – und war doch wie unberührt, unversehrt, da er schlief. Jetzt, wo seine Seele in sein Gesicht trat. Sie, Esther Berg, die vor dieser Nacht nicht geküßt hatte, war unreiner.

Sie empfand, daß Mann und Frau nie zu vergleichende Wesen seien. Er hatte nur sein Gesetz erfüllt. Aber sie, sich hingebend, hatte es verletzt. Herz und Blut, wenn sie den Weg weisen, führen nicht irre. Aber sie war ohne Herz zu ihm gegangen. Und es würde sich immer rächen. Und sei es am Kind ...

"Alban," sagte sie plötzlich, "wir müssen schneller heiraten."

Er richtete sich auf, sie hörte ihn atmen. "Esther?" flüsterte er fragend.

"Ja", sagte sie schnell, und hart. Sie wußte selbst nicht, dank welcher Kraft sie den Damm ihrer Scham durchbrach: "Ja, ich bin zu früh bei dir geblieben. Und ich glaube, ich fühle es irgendwie, ich weiß ..."

Da umschlang er sie. "Mein Weib", sagte er und drückte ihr kaltes Gesicht an seine Brust. Und sie wußte wieder etwas Neues: daß eine Frau nie, nie den Mann vergessen kann, der sie zur Frau gemacht hat. Daß dieser Mann ihr fürs ganze Leben im Blute bleibt und sie nie über ihn hinwegkommt. Und war es ohne Liebe, ohne Glut – sie bleibt von ihm besessen, er ist in allem, was sie von nun an tut, denkt, lebt ...

"Geliebte," sagte er, "ich wagte nicht zu bitten. Gesegnet sei die Nacht. Esther – " Wie eine Fessel sprang es, und wie eine Last entfielen ihm die Worte: "Warum kamst du zu mir?"

Sie rührte sich nicht.

"Esther!" Sie spürte sein Zittern. Durch diesen großen festen Körper ging ein Schauer. "Glaubtest du, du wärst es mir schuldig?"

Und da, wie sie die Todesangst, die Liebesfurcht dieses Mannes spürte, spürte, wie er sich seit jener Nacht mit dieser Frage: *warum gab sie sich mir hin?* gequält hatte, so gequält, daß er jetzt alle Scheu und Rücksicht durchbrach, da fühlte sie den ersten warmen Hauch über ihr Herz gehen.

Sie hob die Arme auf, legte ihre kalten Hände um sein Gesicht und hörte mit geschlossenen Augen noch einmal: "Warst du es mir schuldig, Esther?"

"Nein", sagte sie da laut. "Ich war es mir schuldig. Denn ..." Sie schlug die Augen auf und sah Mario Hadra. Sah ihn in diesem Augenblick zum letztenmal. Jetzt begrub sie ihn ... oben, in Paris, wohin er gegangen war.

"Denn", sagte sie, "du sehntest dich nach mir und ich ..." Sie zog seinen Kopf herab. Sie sah seine Augen, in denen Angst und Liebe lebten. Er atmete nicht, seine Hände lagen wie Stein auf ihren Hüften. Sie lächelte, sie sagte: "Und ich liebe dich."

ζ

196

Mit dieser Lüge reiste Esther Berg, und ihr war doch, als hätte sie erst jetzt ganz alles getan, was getan werden mußte.

Sie blieb mit der Mutter in Tegernsee, bis Lydia Berg im August in die Stadt zurückkehrte, wo die Proben begannen. Im September sollte nun schon Hochzeit sein. Alban Bentheim hatte der Mutter erklärt, er wolle nicht länger warten. Esther hatte gelacht und gesagt: "Sein Wille geschehe."

Aber die Mutter hatte nachts, an ihrem Bett sitzend, geflüstert: "Er wird dein Sklave sein, denn er ist der mehr Liebende. Aber du – nein, geliebtes Kind, ich muß es aufgeben, dich zu verstehen. Warum also doch? – Oder, Esther, mein Herz, liebst du ihn?"

Sie lag mit geschlossenen Augen da und lächelte. "Ja," sagte sie, "ich liebe sein Herz."

Die Mutter schwieg. Endlich sagte sie leise: "Das Herz. – Aber er ist ein Mann."

Esther schlug die Augen auf. Sie konnte im Fenster die Gipfel der Berge sehen, die in frühem Schnee glänzten, und darüber die funkelnden Sterne. "Darüber kommt man hinweg, Mama."

Die Mutter saß unbewegt. Dann flüsterte sie: "Das Schönste, mein Kind, das Herrlichste, wenn ich an deinen Vater denke ... Und du ...du nimmst es in den Kauf – " Sie stand auf, um am Bett niederzuknien. Sie nahm die Tochter in die Arme und sagte eindringlich: "Es ist doch noch Zeit. Ich fühle, du sagst nicht alles. Esther, wir brauchen ihn nicht. Ich kann allein alles, alles aufbringen." Aber Esther konnte nicht antworten. In jener Nacht, da sie sich selbst verriet, indem sie ohne Liebe Frau wurde, hatte sie alles verscherzt: Sie konnte keinem mehr vertrauen, sie mußte sich verschließen, sie hatte gelogen, nun zweimal schon – das Leben der Lüge, der Verstellung, des Schweigens und Duldens begann ...

"Nein, Mutter," sagte sie und schob sie sanft von sich, "nein, ich will es so, wie es ist. – Gute Nacht."

Nun blieb sie allein am See. Sie wollte erst kurz vor der Hochzeit in die Stadt. Die Ufer vereinsamten schon, aber die Nächte waren warm. Sterne fielen Nacht für Nacht und verzichteten lautlos im blauen Raum.

Sie saß lange auf der Veranda. Im Garten blühten schon die Dahlien und frühen Astern. Große Kröten lagen dumpfglänzend auf den feuchten mondbeschieneenen Wegen, und Esther blieb bei den Unbeweglichen stehen und sah in ihre funkelnden Augen. "Auch in euch Kröten", sagte sie, "spiegeln sich die Sterne. Seid ihr also weniger als wir? Was sind wir Menschenwesen? Auch bloß Früchte dieser Erde, die vom Himmel leben. Ja, wir haben Herz und Vernunft – o Doppelfluch ..."

Auf dem Rasenrondell stand sie mit nackten Füßen, der Tau kühlte sie. Sie hob die Arme wie eine Blume, die sich den Nachtgestirnen erschließt. Sie wollte sich heben, wollte tanzen. Aber wie gelähmte Flügel fielen ihre Arme herunter.

Sie schlich ins Bett. Sie schlief nicht. Es war so unruhig. Früher, wie war alles so liebevoll still gewesen, die Stube hielt den Atem an, wenn sie einschlafen wollte. Jetzt krachten die Holzwände, die Möbel knackten, es rieselte in den Böden, die Gardinen rieben sich aneinander. Alles war lebendig. Sie, in der es keinen Frieden gab,

hatte nun Gehör für die quälende Unruhe, die noch im Ding lebt. Sie war eingegangen in die Unrast der Welt ...

ζ

Im Schlafzimmer der Mutter sagten sie sich gute Nacht. Es war eine Minute lang still, sie hörten den Regen sanft an den Scheiben niederströmen. Dann gingen sie.

Aber Lydia Berg umfaßte noch einmal Esther und legte das Gesicht auf ihren Kopf. "Mein Kind", flüsterte sie. Ihre Augen gingen umher. Dort auf dem Diwan lag das Brautkleid. Es war weißer Atlas, nur mit einer handbreiten Spitze garniert. Schleier und Kranz lagen auf einem Tisch. Die Mutter wollte morgen selbst ihre Tochter ankleiden. Dann ließ sie sie los, und die Geschwister gingen hinaus, die Treppe hinauf. Sie sahen über das Geländer hinab. Da arbeiteten noch Leute für morgen. Sie stellten Palmen in Kübeln auf, Orangenbäumchen mit leuchtenden Früchten, exotische Sträucher mit blutigroten großen Blüten. Ein Harmonium wurde hinter eine Lorbeerwand geschoben. Es war hell, aber die Leute arbeiteten fast geräuschlos. Es sah gespenstisch aus.

Aber oben, in der Höhe, hörte man den Regen auf das Glasdach fallen.

Esther und David trennten sich. "Gute Nacht", sagte sie. "Schlafe", sagte er.

Dann setzte er sich an sein offenes Fenster. Der Regen rauschte im Hof. Aus der offenen Stalltür fiel grelles Licht. Er hörte die tiefe Stimme des Kutschers und dann Mischas helles Knabenlachen.

Da ging seine Tür, und Esther trat ein. Sie setzte sich in der Ecke bei der Tür hin, so daß er aufsprang, sie aufzufangen, denn es sah aus, als fiel sie. Aber sie saß schon grade und steif, und ihr schönes Gesicht leuchtete aus der Dunkelheit heraus.

"Wie schön es regnet," sagte David, "der erste Herbstregen." Und unvermittelt fügte er hinzu, als dächte er an ein Grab, in das dieser Regen eindrang: "Papa ist nicht da –"

Esther schüttelte den Kopf. Ihr Gesicht war unbewegt.

Und David fuhr fort: "Warum kommt mir alles so überflüssig vor? Warum bleiben wir nicht beisammen? Warum gehst du zu einem Mann? Warum will ich Brücken bauen für Menschen, die mich nichts angehen, für die, die nach mir kommen? Laß doch Ströme und Berge zwischen den Völkern sein! Wenn sie alle zueinanderkommen, geht es nur noch häßlicher und gemeiner zu."

Sie regte sich nicht, und er sprach, wie zu sich, weiter und weiter: "Das Schönste ist ja doch im Alleinsein. Auch zwei Menschen können noch schön sein, aber beim dritten beginnt das Gewöhnliche, das Banale, das Niedrige. Und je mehr, desto häßlicher."

Er legte den Kopf in den Nacken. "Warum leben wir nicht einfach an einem Ufer und fischen und ernten und jagen und wandern? Wir können so gut zusammen sein, du und ich."

"Du bist so jung", sagte Esther leise.

"Ja," antwortete er, "ja, aber eines Tages ist man alt, und was ist dann anders, was hat man gewonnen? Nein, man wird immer zu spät alt. Es lohnt sich nicht, es so lange hinauszuschieben."

"Warum bist du nicht glücklich, David?" flüsterte Esther in ihrem Winkel.

"Und du?" fragte zurück, und ohne eine Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: "Vielleicht müßte man sich schämen, es zu sein. Das Glück ist nur für die anderen da."

Er lächelte zu ihr hinüber, aber er konnte ihr Gesicht nicht erkennen, er sah nur einen blassen Schein. "Und doch muß man leben," sagte er, "und lebt so gern. Denn im Grunde, im tiefsten Grunde hofft man doch noch immer: es wird kommen ..."

"Es – ?" flüsterte die Schwester.

"Ja. Was, weiß man nicht. Aber so ein Ungeheures, das uns überwältigt – Die Liebe –", sagte er nach einem Augenblick.

"Die Liebe ...", flüsterte das Echo aus dem finsternen Winkel. Und mit ihrer natürlichen Stimme sagte Esther: "Geliebter Träumer du."

Er unterdrückte viele Fragen. Er wagte nicht.

Sie schwiegen wieder, bis endlich David sagte: "Aber nun mußt du schlafen. Komm." Aber er stand nicht auf. Er blieb am Fenster sitzen, seine Hand hing hinaus, und der laue Regen strömte wie eine Flut keuscher Küsse über sie. "Komm. Morgen ist der große Tag. Du mußt schlafen. Es ist ja die letzte Nacht."

"Die letzte Nacht ...", sagte sie. Sie regte sich in ihrer dunklen Ecke, ihr weißes Gesicht schimmerte wie Schnee. "Ach, es kommen ja noch viele, viele." Sie senkte den Kopf auf die Brust.

DIALEKTIK DER LIEBE —

Nachwort 2016

Kunst ist nur zum Sehen und Empfinden da, nicht zum Nachdenken über Verborgenes, Rätselhaftes, nicht zum Grübeln und Glauben, sondern zum Wissen. Denn unsere Gefühle sind unser eigentlichstes und wahrstes Wissen.

KURT MÜNZER: DIE KUNST DES KÜNSTLERS (1905)

Die Liquidation der Tragik bestätigt die Abschaffung des Individuums.

THEODOR W. ADORNO: DIALEKTIK DER AUFKLÄRUNG⁹

Die armen Leute sind so mit Kunst vergiftet, daß sie bereits alles unlebendig, unwirklich, einfach, klar und widerspruchslos sehen. Unsere Menschheit ist dem Leben so entfremdet, daß man ihr Natur als Erfindung vorsetzen muß und die Wahrheit als Rätsel.

KURT MÜNZER: NAMENLOS (1920)

Es giebt Gefühle vor denen man steht und hineinstarrt wie in die unendliche See.

IDA V. LÜTTICHAU¹⁰

Es ist was es ist / sagt die Liebe

ERICH FRIED

201

Der zivilisatorischen Unterwerfung der Erde durch den Menschen fallen bekanntlich zunehmend Pflanzen, Tiere und kleine Völker zum Opfer; sie sterben aus oder überleben vorerst noch versteckt in kleinen Arealen. Bei der Lektüre älterer Literatur entsteht zumindest bei mir oft der Eindruck, daß auch bei uns Nuancen mit- und zwischenmenschlicher Lebendigkeit verlorengegangen sind und weiterhin verlorengehen.¹¹ – Warum ergreifen uns heute noch Opern wie *La Traviata*, *Tosca* oder *Carmen*, Werke von Shakespeare oder Euripides, von Hölderlin, Goethe oder Dostojewskij? Inhalte, Empfindungen und Darstellungsweisen könnten als unreal empfunden werden gegenüber einer neuen Literatur, der mediale, virtuelle Erfahrungsräume zur vorrangigen Realität zu werden scheint.

Wo in unserem alltäglichen sozialen Leben verwirklichen sich entsprechende Momente des Menschseins? Gibt es solche Menschen noch? Solche Empfindungen, Werte, Perspektiven, Nöte?

⁹ Theodor W. Adorno: GESAMMELTE SCHRIFTEN (GS 3, S. 177)

¹⁰ WAHRHEIT DER SEELE – IDA VON LÜTTICHAU 1798–1856 (Band I, Leipzig 2010, Seite 48)

¹¹ Solche Nuancen des Menschseins bewahren zu helfen und als weiterhin relevant vorzuschlagen ist eine der Intentionen des Verlagsprojekts AUTONOMIE UND CHAOS BERLIN.

Pulsierender kern vieler bis heute als bedeutsam erfahrenen älteren werke sind momente eines außenseitertums als götterfluch (in der antiken tragödie) oder (seit der renaissance) als fremdheit gegenüber der bestehenden gesellschaftsordnung. In unserer zeit scheint die fremdheit aller allen gegenüber zur normalität geworden. Persönlichkeitsentwicklung heute hängt davon ab, in welcher weise, welchem maße, in welchen aspekten diese *entfremdung* innerhalb einer weitgehend verdinglichten sozialen normalität vom einzelnen reflektiert wird. – Authentizität/wahrhaftigkeit ist in unserer epoche der (abendländischen) gesellschaftlichen entwicklung bewahrt in menschen und umständen, die ihre außenseiterposition angenommen haben und (dialektisch) zur ausgangslage neuer sozialität zu machen versuchen.¹²

Am ende des 19. jahrhunderts und bis zum ersten weltkrieg waren viele traditionelle soziale normen und kategorien noch virulent, hatten jedoch ihre selbstverständlichkeit verloren. Die folgenschwersten soziologischen, sozialpsychologischen und kulturellen lösungsversuche dieser *anomie* (durkheim, merton) sind bekannt: zunehmende politische radikalisierung, militanter nationalismus, rassismus, kriegseuphorie, bürgerkrieg, aber auch kulturelle avantgarde sowie eine vielzahl lebensreformerischer und weltanschaulicher ansätze.

Die handlung des hier wiederveröffentlichten romans (er spielt vor 1893 und erschien 1923) entfaltet sich in dieser gesellschaftlichen situation als geflecht existenzieller, tragischer situationen, konstellationen und entscheidungen. Noch suchen die personen der handlung orientierung an traditionellen, idealistisch determinierten begriffen, symbolen und konventionen: *Liebe, glaube, leben, tod, gott, schönheit, reinheit, treue, güte, demut, erbarmen, glück, die sterne, ethos, ewigkeit, blut, gelübde, schicksal, heilig, rein, schuld* und *unschuld, mann* und *frau, mutterschaft, ehe, natur, technik..* – begriffe, die schon damals zum sozialen konsens so wenig taugen wie zur persönlichkeitsentwicklung. Jeder und jede mußte ihnen für sich selbst sinn geben oder sie verwerfen. Wer (in dieser sozialen schicht) dazu nicht bereit oder fähig war, dem blieb nur der *jargon der eigentlichkeit* (adorno), das zunehmend unverbindliche oder interessengeleitete kulturelle und ideologische geschwätz.

In den oft hochtrabenden, zugleich aber hilflos tastenden verständigungsversuchen der figuren irrlichtern sackgassen und selbstzerstörungen des deutschen *kulturvolkes* zu beginn des 20. jahrhunderts. Statt das unleugbare scheitern der romantischen individuation an der bürgerlichen misere auszumalen wie viele autorInnen¹³, sucht und findet kurt münzer individuelle, situative freiheitsmomente darin: *richtiges im falschen*.¹⁴

¹² In dieses nachwort sind hinweise aus dem werk theodor w. adornos sowie von hans mayer aus dessen buch: AUSSENSEITER (Frankfurt/M. 1975, 2007) eingeflossen.

¹³ Hier möchte ich gerne hinweisen auf den zu unrecht vergessenen roman AM LEBENDEN WASSER (1952) von georg munk, das ist paula buber, ehfrau des jüdischen religionsphilosophen martin buber.

¹⁴ Nach dem bekannten satz adornos, der anderswo schrieb: "Soll Erfahrung wieder gewinnen, was sie einmal vielleicht vermochte und wessen die verwaltete Welt sie enteignet: theoretisch ins Unerfaßte zu dringen, so müßte sie Umgangsgespräche, Haltung, Gesten und Physiognomien bis ins verschwindend Geringfügige hinein entziffern, das Erstarrete und Verstumte zum Sprechen bringen, dessen Nuancen ebenso Spuren von Gewalt sind

Unter literaturwissenschaftlern gilt kurt münzer als unterhaltungsschriftsteller.¹⁵ Definitionen von literarischer qualität rekurreren jedoch auf einen notwendigerweise zeitspezifischen konsens intellektueller wie ästhetischer werte und sozialer erfahrungen. Von daher kann es sich lohnen, sich von normativen bewertungen künstlerischer werke nicht abschrecken zu lassen, selbst auf entdeckungsreise zu gehen. Zudem läßt sich darüber nachdenken, welche funktion die tiefgründigeren werke kurt münzers während der 20er und 30er jahre bei den leserInnen hatten. –

Tragik und *pathos*, zwei kategorien menschlicher erfahrung, die heute als überholt gelten. Warum eigentlich? – In der antiken und klassischen literatur wurde die tragische konstellation aufgelöst, indem entweder das scheinbar ungerechte zuletzt als gerecht erkannt wird, oder das vermeintlich durch blinden willen oder böse absicht herbeigeführte leid sich als werk des zufalls oder eines naturprozesses zeigt. Kurt münzer inszeniert tragische konstellationen ohne möglichkeit einer verbindlichen auflösung. Tragik liegt gerade in der unauflösbaren *vieldeutigkeit* entsprechender situationen; jeder der mitwirkenden hat seine und ihre eigene wahrheit – es gibt keinen übergeordneten konsens. Genau so ist die situation unseres bewußtseins heute; stichworte dafür (ihrerseits aus unterschiedlichen blickwinkeln) sind verdinglichung, strukturalismus, postmoderne.

203

Im *pathos* offenbart sich noch für friedrich schiller menschliche freiheit, die die kunst erfahrbar macht. Heutzutage gilt dieses stilmittel als unangemessen theatralische und tendenziell manipulatorische ausdrucksweise. Bei den figuren in ESTHER BERG sind alle existenziellen empfindungen gebrochen; hier spricht sich im pathos das hilflose bemühen aus, jene menschengemäße freiheit zu bewahren, ihren möglichkeitsraum innerhalb unserer zeit zu finden. Das aber ist münzers lebenslanges thema, dessen problematik er mit einer unideologischen zartheit empfindet, deren literarische darstellung die möglichkeiten der sprache übersteigen mag.

Bei jeder einzelnen konstellation in ESTHER BERG könnten wir uns fragen, wie wir selbst uns gefühlt und verhalten hätten.. – um wohl zu erkennen, daß es verwandte situationen in unserem leben kaum gibt. Aber warum nicht? Was fehlt, was ist anders, worin sind wir anders? Inwieweit verhalten wir uns anders? – Allgemeiner gefragt: Wie gehen wir mit *existenziellen* situationen um? Wie interpretieren wir sie, wenn wir von ihnen hören und

wie Kassiber möglicher Befreiung." (Theodor W. Adorno / Ursula Jaerisch: ANMERKUNGEN ZUM SOZIALEN KONFLIKT HEUTE; GS 8, Frankfurt/M. 1980, Seite 187/88)

¹⁵ Manche seiner werke (u.a. PHANTOM, NAMENLOS) reflektieren das verhältnis des schriftstellers zum leben; sie lassen vermuten, daß das schreiben für münzer einzige lebensmöglichkeit war. Eine folge war die notwendigkeit, sich damit den lebensunterhalt zu verdienen. Münzer wurde ein vielschreiber, dem auch unfertiges und belangloses von verlegern abgenommen wurde. Zweifellos hat dies zur mißachtung von literaturwissenschaftlern beigetragen.

lesen? Wie stellen wir sie dar in den künsten? In den medien? – Gibt es diese kategorie überhaupt noch in unserem bewußtsein?¹⁶

Auch im vorliegenden roman münzers finden wir den subtilen, inkonsistenten, kulturvoll verbrämten, gleichwohl giftigen antisemitismus gegenüber den *assimilierten* juden während der deutschen kaiserzeit. Zeitgleich (1923) erschien münzers buch JUDE ANS KREUZ!, wohl die früheste und noch lange zeit einzige erzählerisch verarbeitete ahnung, daß die zeit der judenpogrome auch im deutschland der 20er jahre keineswegs vergangenheit war. Im gegensatz zu anderen juden findet sich bei kurt münzer selbst keine *jüdische identität*¹⁷, vielmehr ein lebenslanges bemühen, den sinn von jüdischkeit in seinem sozialen umkreis, dem der assimilierten juden westeuropas, für sich selbst zu klären.¹⁸ Dieses nuancierte beleuchten unterschiedlicher wahrheiten (auch zu diesem thema) zeigt sich auch in ESTHER BERG. Damals wie heute ist es unpopulär; gefragt sind eindeutige stellungnahmen pro und contra.¹⁹

Münzer liefert keine weiteren perspektiven, hypothesen, ideologeme; dafür macht er die *anomie* selbst, die hilflosigkeit der ihr ausgesetzten menschen und ihre lösungsversuche sinnlich nachvollziehbar. Seine bücher geben keine antworten – aber sie stellen fragen, die heutzutage offenbar nur noch selten gestellt werden; wir brauchen sie, um *unsere* antworten zu finden auf momente menschlichen lebens, die in unserer welt meist nur unterirdisch, unerkannt und unterdrückt vorzukommen scheinen. Das *abenteuer der seele* (titel eines erzählungsbands von münzer) ist demgegenüber heute, bei uns, sehr oft eher ein medial angeleiteter abenteuerurlaub. – In ESTHER BERG geht es vorrangig um die möglichkeit(en) von liebe in unserer zeit.²⁰

"Das Absolute für die Kunst ist die Erscheinung. (...) Erscheinung deutet sich selbst und ist sich selbst genug, und sobald an ihr noch etwas zu deuten ist, gehört sie einem unvollkommenen Werke an. Zugegeben, daß die Kunst die Aufgabe hat, etwas wie Ideen darzustellen; doch sind es dann nicht die abstrakten unsinnlichen Ideen Platos, sondern die vollkommen sichtbar gemachten unwandelbaren Urbilder (...) der Dinge, die so über ihre Erscheinung hinaus nichts zu bedeuten haben. Die Kunst ist verloren, sobald sie

¹⁶ "Existenziell" wird bei www.wissen.de definiert als: " 1.) lebenswichtig, lebensnotwendig, gravierend, tief, einschneidend, bedeutend, fühlbar, spürbar, empfindlich, stark, wirksam, ernstlich – 2.) das Leben/Dasein/die Existenz betreffend. – Heute ist damit im allgemeinen nur der pekuniäre status gemeint.

¹⁷ siehe hierzu arno gruen: IDENTITÄT, SPEZIELL: "JÜDISCHE IDENTITÄT" (in: PSYCHOANALYSE – TEXTE ZUR SOZIALFORSCHUNG Nr. 1/2012, Schwerpunktthema: Jüdische Identitäten in Deutschland nach dem Holocaust)

¹⁸ Siehe auch das entsprechende kapitel meines nachworts zur wiederveröffentlichung von JUDE ANS KREUZ! bei www.autonomie-und-chaos.berlin.

¹⁹ Bei kurt münzer findet sich derartige populistische eindeutigkeit nur in einem der bedeutenderen romane: MICH HUNGERT, erschienen 1929 unter dem pseudonym *georg fink*; plausibel, daß grade dieser roman zum bestseller wurde, übersetzt in mehrere sprachen, gelobt von thomas mann und 2014 zum zweitenmal als deutsche printausgabe wiederveröffentlicht.

²⁰ Hierin korrespondiert ESTHER BERG mit dem tagebuchartigen roman NAMENLOS (1920), einer teilweise unerträglich überzogenen szenischen reflexion über das wesen von liebe. – Übrigens ist es erhellend, einmal das wort *liebe* zu googlen.

ihren Schwerpunkt aus dem Sein auf das Bedeuten verlegt und anstatt mit der Empfindung mit dem Verstand begriffen werden muß. Für die Kunst haben alle Dinge nur den einen Zweck: nicht etwas vorzustellen, sondern etwas zu sein, der fertige Ausdruck eines schöpferischen Gedankens, den die Kunst klar darzustellen hat."²¹ – Diese programmatischen sätze des ursprünglichen kunsthistorikers münzer blieben ihm zweifellos leitlinie auch für sein literarisches schaffen.

"Ich habe kein Herz. Ich habe für jeden Menschen ein Herz. Wer alle liebt, muß ungeliebt bleiben. Wer ihn liebte, bleibe allein." – Hinter diesem satz des jungen mario steckt ein thema, das in vielen werken kurt münzers in unterschiedlicher umsetzung wiederkehrt: die grundlegende einsamkeit des menschen, sofern er sich – aus welchen gründen auch immer – konventionellen, konsensuellen lebensformen verschließen muß; also wiederum das *außenseiter*-thema. Oft sind die entsprechenden personen künstler, manchmal juden. Häufig sind tiefgründige bindungsstörungen, gelegentlich homosexuelle neigungen zu ahnen.

Im zusammenhang damit stehen geschlechtsrollen-ideologeme und tradierte moralvorgaben, in denen die handlungsträgerInnen sich verstricken – im bemühen, ihren eigenen weg zu finden. Um die suche nach dem heute nur noch individuell zu bestimmenden *sinn des lebens* geht es auch im vorliegenden roman. Gerade esther bergs gnadenlos an reinheit, unschuld und scham orientiertes verhältnis zur eigenen sexualität mag heutzutage nur anachronistisch und selbstzerstörerisch wirken; jedoch geht es ihr um selbstbestimmte entfaltung dieses aspekts menschlicher lebendigkeit, die auch heute blockiert, gestört und vergiftet wird (bei jungen wie mädchen) durch mancherlei ängste, verrirungen und rollenvorgaben – nur andere.

ESTHER BERG spielt unter reichen leuten, künstlern und studenten in freiburg im breisgau, andere bücher münzers unter gewerbetreibenden, unter assimilierten oder ostjuden, in der berliner halbwelt, in zürich, venedig oder auf dem hamburger hafen. In unterschiedlichsten und mit viel sachkenntnis entworfenen sozialen (und ästhetischen) tableaux entfaltet sich das lebenslange thema des autors: menschen auf der suche nach ihrem individuellen lebenssinn, menschen, die sich selbst und einander und uns lesern gleichwohl geheimnis bleiben bis zum letzten satz der geschichte. StatistInnen gibt es in kurt münzers büchern nicht (aber auch keine heldInnen). Der autor nimmt seine figuren unbedingt ernst – jede von ihnen. Konventionelle erwartungen der leser werden seite für seite geweckt – und umgehend zerstört. Eine über der darstellung schwebende intellektuelle oder ideologische intention fehlt; gerade darum kann münzer sich besondere farben und klänge durch kolportagemomente erlauben. Vielschichtigkeit und tiefgründigkeit seiner werke liegt in szenen, konstellationen, bildern, die er

²¹ Kurt münzer: DIE KUNST DES KÜNSTLERS. PROLEGOMENA ZU EINER PRAKTISCHEN ÄSTHETIK (Dresden 1905, Seite 7)

kaleidoskopisch, unvorhersehbar miteinander verknüpft. Gelegentlich schmiegt sich der autor den szenen, den personen an wie ein schauspieler seinen rollen. Er komponiert seine bücher wie theaterstücke, filme oder gemälde. In manchem sind es postmoderne märchen oder parabeln, deren weisheit wir (in uns) finden können, sofern wir sie ernstnehmen.

ESTHER BERG empfinde ich als eines der musikalischsten werke kurt münzers, – vielleicht wie eine sinfonie gustav mahlers.

Gibt es menschen wie die personen in diesem buch? Die als *sie selbst* empfinden und handeln – gleichermaßen *bei sich* in ihren begabungen wie ihren irrträgen, den seelischen zerstörungen – und mit den sich daraus ergebenden dissonanzen natürlich überfordert sind. Demgegenüber bei uns: alltäglicher *wahnsinn der normalität*²², mitläuferei, existenzielle langeweile. Solche wie in diesem buch würden wohl zumeist verhöhnt; sie haben keine lobby in der medialen öffentlichkeit. *Es gibt kein richtiges Leben im falschen*, – diesem sprichwörtlich gewordenen satz adornos²³ läßt sich kaum mehr widersprechen; andererseits gibt es zweifellos noch immer: die liebe. Diese aporie wird in ESTHER BERG vielgestaltig entfaltet.

206

Für petra bern

Mondrian graf v. lüttichau

²² Arno Gruen: DER WAHNSINN DER NORMALITÄT. REALISMUS ALS KRANKHEIT – EINE GRUNDLEGENDE THEORIE ZUR MENSCHLICHEN DESTRUKTIVITÄT (München 1987) – Der schriftsteller und psychoanalytiker arno gruen, geboren 1923 in berlin, starb am 20. oktober 2015 in zürich. Mein exemplar des buches schickte mir der autor am 28.1.90 mit der widmung: "Mit herzlichen Grüßen und Dank an einen Gleichgesinnten!"

²³ Theodor w. adorno: MINIMA MORALIA. REFLEXIONEN AUS DEM BESCHÄDIGTEN LEBEN (GS 4, Frankfurt/M. 1997, Seite 43)

